// Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 1. Januar — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Neujahrsgedanken — Der dreißigjährige Krieg. Eine Geschichtspredigt — Erlösung. 1. Erlösung und Religion — Friedrich Delitzsch und der babylonische Monotheismus — Superrevisionen (Jörn Uhl) — Mit Gunst — Verschiedenes: Zur konfessionellen Lage; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Man muß wissen, daß viel ein ander Ding ist ein frommer Mann sein, große und viel Werke thun, ein schön, ehrbar, tugendlich Leben führen und üben — und ein ander Ding ein Christ sein. Denn in dem, was unser Leben und Werk betrifft, da haben oft großen Preis und Ruhm vor den Menschen auch Jüden und Türken, und viel große und treffliche Leute auch in der Heiden Historien sind hochgerühmet um ihre Ehrbarkeit und Tugend. Aber in diesem Stücke ist es ungleich und ein weiterer Unterschied denn zwischen Himmel und Erde, daß ein Christ ist ein solcher Mensch, der ein ander Licht im Herzen hat, welches ist der Glaube, das da Gott recht erkennet und ergreifet und mit ihm zu thun hat durch wahrhaftige Anrufung.

Predigt über Matth. 9, 18–26. Kirchenpostille

Neujahrsgedanken

So der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das thun. Jak. 4, 15.

Es kommt nicht darauf an, daß wir das Wort viel im Munde führen, wie es Manchem eine gute, Manchem eine schlechte Gewohnheit ist. Sondern es kommt darauf an, daß wir so im Innersten gesinnt sind und daß diese Gesinnung je und je auch ihren Ausdruck findet. Zumal am Beginn des neuen Jahres muß sie unsre Gedanken regieren; wes dann das Herz voll ist, des gehet dann wohl der Mund über.

So der Herr will und wir leben — das ist etwas Andres als die Anerkennung der Unsicherheit alles Künftigen. Der Gedanke daran, daß wir den nächsten Augenblick nicht in der Hand haben, daß wir sterben müssen und jeden Augenblick sterben können, hat noch gar nichts Frommes oder gar Christliches an sich. Die Anerkennung einer Notwendigkeit, der wir schließlich alle verfallen sind, kann eine That heiliger Gottesfurcht sein, aber auch die Gottlosigkeit selbst. Jedenfalls gehört nur ein klein wenig Selbstbesinnung, ein klein wenig Verstand dazu, um den Illusionen jugendlichen Uebermuts wider die harten Schranken, in die wir eingehegt sind, zu entsagen.

Christenglaube hat mit kindischen Illusionen nichts gemein. Christen rechnen dennoch mit der Zukunft. Sie halten sich nicht lange bei dem Ungewissen auf. Sie finden in und über dem Ungewissen ein Gewisses: Gott. „So der Herr will und wir leben" — so der Herr will, daß wir leben, werden wir leben. Und dann werden wir dies oder das thun. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn; leben wir, so leben wir dem Herrn: darum wir sterben oder leben, so sind wir des Herrn. Dies Rechnen mit dem Tode, auch mit dem möglichen Tode jeglichen Wünschens, Planens, Unternehmens und Beginnens, das in unsre Zukunft hinübergreift, hat nichts, rein nichts von Verzicht oder Verzweiflung an sich. Man schaut der Möglichkeit, der unerwünschten, ins Auge, und wünscht, hofft, plant und unternimmt in Gottes Namen dennoch.

Denn die Zukunft ist auch dein. Die Zukunft ist ja Gottes; bist du Gottes Kind, so ist sie dein. Ja sie ist viel mehr dein, als die Gegenwart und die Vergangenheit. Die Gegenwart ist immer zu flüchtig, als daß wir sie recht unser eigen nennen könnten. Kaum gedacht, kaum empfunden, schon vorüber. Die Vergangenheit bedeutet für Jeden, der den Sinn dafür hat, einen ungeheuren Reichtum, eine Hinterlassenschaft von unübersehbaren Erfahrungen und Gütern: aber wie es mit Reichtümern ist, nicht Jeder weiß sie zu schätzen und zu nützen. Viel näher liegt uns die Zukunft, und sie zu fassen, sie zu bearbeiten ist das Natürlichste von der Welt. Man muß es sich schon künstlich abgewöhnen, wenn man es nicht thun will. Das Christentum aber ist das wahrhaft Natürliche. Nun wohl: „so der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das thun."

In die Zukunft reicht jeder Gedanke hinein, den wir denken, jeder Trieb, der in uns sich regt. An ihr gestalten wir unablässig. Jede Handlung hat dort ihr Ziel, ihr Ende. Wirkungen von unserm Thun und Lassen liegen in der Ferne, die wir nicht ermessen können, die weit über unser Leben und unsern Gesichtskreis hinausreichen. Wirkungen, die erst deine Enkel recht spüren werden, oder ganz unbekannte Leute, die dich, so meinst du, eigentlich gar nichts angehen. Dennoch könnte, ja sollte dir die Zukunft das allerbekannteste Land sein. Viel bekannter als die Vergangenheit: in der ists schwer sich zurechtfinden, auch selbst in der eignen — aber die Zukunft? Was gehört denn dazu, sie zu bewältigen, sie auszufüllen, als ein reiner Wille?

Darum nicht die Hände in den Schoß legen, als obs auf uns nicht ankäme: „der Herr wirds versehen." Nein, die Zukunft ist recht eigentlich das anvertraute Pfund, mit dem wir wuchern sollen. So der Herr will, werden wir leben, und nicht pflichtenlos, ideenlos, ziellos, sondern indem wir dies und das thun. Schneidet Gott unsern irdischen Lebensfaden ab, verordnet er uns sonst Unthätigkeit, so ist das seine Sache. Aber so lange wir Leben und Lebenskräfte haben, ist es unsre Sache, daß wir in seinem Namen Etwas thun. Und etwas Rechtes. Etwas, das Menschen dient und ihm wohlgefällt.

R

Der dreißigjährige Krieg

Eine Geschichtspredigt *)

In stillen Stunden denken wir an unsere Vergangenheit zurück und erwägen, wie Gott uns geführt und damit sich uns offenbart hat. Ohne Zweifel stärkt jede solche Betrachtung unser Gottvertrauen. Sie erweckt auch dann in uns herzlichen Dank, wenn wir Schweres zu tragen und vielleicht gar Manches zu bereuen hatten. Uebersehen wir die Geschichte eines Volkes, des unsren vor allem, dann erwarten wir, daß Gott in ihr noch klarer uns entgegentreten, daß sie unser Gottvertrauen noch mehr befestigen werde. Und in der That, wer die sieben Jahre von 1864 bis 1871 mit Bewußtsein erlebt hat, der weiß, daß in den Ereignissen jener Zeit, wer sehen wollte, Gott finden mußte. Der Augenblick war gekommen, in dem es sich entscheiden mußte, ob unser Volk zu neuem Leben sich entfalten oder untergehen solle. Die Rettung erfolgte so wunderbar, wie Niemand es erwartet hatte. Was unsre Nation seit Jahrhunderten ersehnt hatte, das ward ihr hier geschenkt. Da waren wir Eins im Glauben und im Dank.

Blicken wir aber weiter zurück, dann senken sich dunkele Schatten auf dies helle Licht. Vor allem die dreißig Jahre von 1618 bis 1648 haben über unser Vaterland die grauenvollste Verwüstung gebracht. Etwa zwei Dritteile unsres Volkes waren in unsagbarem Elend untergegangen. Am Ende aber war, wie es schien, die große Frage, die unermeßliche Opfer gefordert hatte, zu keiner Entscheidung gekommen. Da stehen wir vor dem dunkelsten Rätsel. Wir fragen: wo war denn da Gott? Diese Frage hat auch mir manche bange Stunde bereitet. Giebt es denn keine Antwort auf sie, kein Licht in dieser Finsternis? Wir wollen versuchen, dies schwerste Rätsel zu lösen, indem wir den Ursprung, den Verlauf und den Ausgang des großen Krieges beschreiben.

1

Traurig stand es um Deutschland, als Luther auftrat. Es war nahe daran, alle Bedeutung zu verlieren. Luther gab sie ihm wieder. Wenn sie gerecht sind, dann müssen auch seine Gegner das anerkennen. Die meisten Völker rings um uns her, die Spanier, die Franzosen, die Engländer, die Dänen, die Schweden, hatten die zerfallenden Bestandteile, aus denen beim Beginn der neuen Zeit noch jede Nation bestand, um ihr Leben nach Außen zu schützen und im Innern es ungehemmt zu entfalten, in einem mehr oder weniger festen Staatsverbande straff geeint. Die Zeit der unumschränkten Fürstenmacht war gekommen, die berufen war, die Nationen aus der Zeit der unreifen Jugend in die des ernsten, pflichtbewußten Mannesalters hinüber zu leiten. Der deutschen Nation blieb dieser Fortschritt versagt. Die Herrscher von Oesterreich trugen die deutsche Kaiserkrone; aber sie hatten kein Herz für Deutschland. Sie verstanden es nicht. Der Schwerpunkt *ihres* Reiches lag in der Südostecke von Deutschland. Es war mit Spanien verknüpft, in seine Kämpfe um Italien und gegen Frankreich verstrickt. Unablässig war es von der Türkengefahr bedroht. Den österreichisch-deutschen Kaisern war Deutschland nur ein Mittel für ihre Zwecke. Sie beuteten es aus und waren nicht im Stande, dachten auch wohl gar nicht daran, es zu einen, zu entfalten und zu schützen. So nahm in ihm der Zerfall mit jedem Jahre mehr überhand. Suchten die Kaiser die Einheit zu fördern, so wurden sie von den Fürsten gehemmt. Suchten die Fürsten einen festeren Zusammenhalt zu begründen, so widersetzten sich die Kaiser. Auf beiden Seiten wollte man nur die eigene Macht stärken, Nichts von ihr dem Reiche opfern. Das Geld hatte seine Bedeutung erlangt. Infolge davon trieb die Habsucht die Herren, das Band der Leibeigenschaft fester anzuziehen. So ward das Los der Bauern immer beklagenswerter. Die Feuerwaffe hatte den Rittern ihren kriegerischen Beruf entzogen. Sie entarteten. Ihr Stand fing an zu verdorren. Und doch waren Hunderte von ihnen, auch solche, die nur ein einziges Dorf besaßen, reichsunmittelbare Herren. Die Geistlichkeit besaß viel Land und große Macht. Drei Bischöfe waren Kurfürsten des Reiches. Klöster gab es in großer Zahl. Die Bettelmönche brandschatzten das Land. Auch die Geistlichen waren zum großen Teil entartet, unwissend, sinnlich, ihrem Berufe entfremdet. In Rom war von Religion kaum noch Etwas zu spüren. Es war eine Kunststadt geworden. Die Päpste, unsittlich wie einst die schlechtesten römischen Kaiser, belasteten Deutschland durch drückende Besteuerung. Die freien deutschen Städte fingen an zu welken. Sie waren mehr durch den Weltverkehr als durch das eigene Leben der Nation erblüht. Der Verkehr nahm eine Deutschland ungünstige Wendung. Eine Kriegsflotte gab es nicht. Der ungeschützte Handel und seine einst mächtige Vertreterin, die Hansa, schrumpften zusammen. Die engherzigste, selbstsüchtigste Politik war in den Städten heimisch. Ein Erstarken fand sich nur in der Macht der Fürsten. Sie begannen, die Wohlfahrt ihrer Länder zu bedenken. Aber zur Ruhe kamen auch sie nicht. Das Leben im Reich war ein unablässiger Kampf Aller gegen Alle, der zuweilen — man denke an Sickingen und den Bauernkrieg — in hellen Flammen aufloderte. Im Reichstage führten endlose Beratungen keinen Schritt weiter. Kam wirklich einmal eine neue Einrichtung zu Stande, so war sie ein neuer Lappen auf ein altes Kleid. Das Uebel ward ärger. An eine tüchtige Reichsarmee war nicht zu denken. So gab es auch keinen Schutz nach Außen. Die Schweiz und die Niederlande lösten sich immer mehr vom Reiche ab. Das Ordensland Preußen ging verloren. Deutschland stand davor, seine Bedeutung in Europa und damit seine Existenz zu verlieren.

In diesem Augenblick ist Luther aufgetreten. Die Religion der Priester, die nur knechtischen Gehorsam gegen der Priester Gebot und als Quelle der Gnade nur die Wunderkraft der Sakramente kannte, war nicht imstande, die Angst seines Gewissens zu stillen. Er suchte Rettung bei dem allmächtigen, gnädigen Gott, der um Christi willen die Sünde vergiebt und damit Leben und Seligkeit schenkt. Ein feste Burg ist unser Gott. Durch die Gewalt seiner Person und den unerschöpflichen religiösen Reichtum seines inneren Lebens riß er die Nation mit sich fort. Er brachte ihr auch eine neue Sittlichkeit. Berufstreue, nicht Mönchstum und Priesterdienst, ist der rechte Gottesdienst. So gewaltig war der Erfolg seines Wirkens, daß noch dreißig bis vierzig Jahre nach seinem Tode neun Zehntel der Bevölkerung Deutschlands und Oesterreichs protestantisch waren.

Aber die große Zeit fand ein kleines Geschlecht. Der Kaiser, der Deutschland nicht verstand, versagte sich der Reform. Die Revolutionen des Adels und der Bauern wurden niedergeworfen. Diese beiden Stände waren forthin gelähmt. Es gelang nicht, die Bollwerke der weltlichen Macht des geistlichen Standes zu brechen. Den Fürsten und den Obrigkeiten der Städte mußte die Reformation anvertraut werden. Noch war die Nation kerngesund, treuherzig, lebensfroh, wie sie es heute noch nicht wieder ist; aber die Engherzigkeit und die Selbstsucht der Fürsten und der städtischen Behörden hielt wie ein Winterfrost das Leben in allen Kreisen gefesselt. Ein Kaiser von Bismarcks Heldennatur wäre imstande gewesen, den revoltierenden Adel in den Dienst des Reiches zu stellen und dem Bauernstande, der gar nichts Unbilliges forderte, eine neue Gestalt zu geben. Er wäre imstande gewesen, die weltliche Macht der Geistlichkeit zu brechen und die Städte, die jetzt frei vom Reiche waren, zu freien Städten im Reiche zu machen. Aber Niemand fand sich, der dieser Aufgabe gewachsen

*) In meiner Schrift „Die evangelische Gemeinde“ (Gotha 1901) habe ich den Gedanken vertreten, daß neben der Kultuspredigt, die gegenwärtig nicht selten Effekt- und Unterhaltungspredigt ist, auch Katechismus- und Geschichtspredigten notwendig wären. Ich bin wiederholt aufgefordert worden, die von mir gehaltenen Predigten der zuletzt genannten Art dem Druck zu übergeben. Ob ich dazu noch komme, weiß ich nicht. Ich möchte aber hiermit eine von ihnen, mit der Bitte um eingehende Kritik, versuchsweise veröffentlichen. Dabei bemerke ich, daß ich der höchst geistvollen Schrift von J. Smend „Zur Frage der Kultusrede“ (Tübingen 1902. 1 Mk.) durchaus zustimme, die Kultuspredigt im Sinne Smends also nicht ablehne. Smends Schrift gehört zum Besten, was die Litteratur über Homiletik besitzt. Natürlich handelt es sich meiner Predigt gegenüber nicht darum, einzelne Irrtümer in ihr zu entdecken, sondern um die Frage, ob sie zu erbauen vermag.

war. Sehen wir von ehrenwerten Ausnahmen ab, so müssen wir doch sagen: die Reformation erstarrte zu engherzigen, polizeilich beherrschten kleinen Landeskirchen der Fürsten und Städte, bestimmt, das Volk durch die allein seligmachende reine Lehre zu schulen.

Im Todesjahre Luthers kam der erste entscheidende Augenblick für den deutschen Protestantismus. Karl V. hatte endlich Frieden nach Außen gefunden; er begann nun Krieg im Innern. Die Macht der protestantischen Fürsten und Städte sollte gebrochen, der Katholizismus, wenn auch ein gemäßigter, sollte wieder hergestellt, die Kaisermacht gestärkt werden. Hätten die protestantischen Fürsten einen Gegenkaiser gewählt und treu an ihn sich dahingegeben, so war es ihnen nicht bloß möglich, sondern ein Leichtes, den spanisch-österreichischen Kaiser zu entsetzen und das neue deutsche Reich zu gründen. Nichts fehlte ihnen dazu als die sittliche Kraft. Sie erlagen im Schmalkaldischen Kriege. Der Protestantismus fing an zu ermatten. Er erlitt seine ersten Verluste. Moritz von Sachsen, seinen fürstlichen Genossen untreu, ein Mensch ohne religiöse Interessen, hatte erst dem Kaiser zum Siege verholfen; er bezwang ihn fünf Jahre später. Es kam 1555 zum Augsburgischen Religionsfrieden. Eine wunderbare Erscheinung in der damaligen Zeit. Noch gab es kein Volk ohne Glaubenseinheit. Das deutsche Reich war das erste, in dem es ohne sie eine Zeitlang ging. Von 1555 bis 1618 haben Katholiken und Protestanten sich mit einander vertragen müssen. Aber keiner der beiden Teile hatte daran seine Freude. Jeder duldete den Anderen in der sicheren Hoffnung, bald die Alleinherrschaft zu erringen. Denn für unfehlbar und allein berechtigt hielten sich Alle. Geschichtlichen Sinn hatte Niemand. Niemand sah ein, daß die volle Wahrheit nur bei Gott ist, daß die Menschen nur mehr oder weniger ihr nahe kommen, also einander dulden und von einander lernen müssen.

Der Unfehlbarkeitsdünkel machte die schöne Friedenszeit von zwei Menschenaltern, die Deutschland gegönnt war, zu einer unglücklichen Zeit. Melanchthon war in einigen Fragen, von Luther abweichend, seine eigenen Wege gegangen. Die fanatischen Lutheraner hatten das entdeckt. Zwingli und Calvin waren noch selbständiger gewesen. Sie hatten in Süddeutschland viele Herzen gewonnen, vor allem das Herz Friedrichs des Frommen von der Pfalz, wohl des besten Fürsten der Reformationszeit. So gab es nun vier protestantische Unfehlbarkeiten, die nicht mit den Waffen, wohl aber in zahllosen Streitschriften und Predigten sich auf den Tod bekämpften. Die Kirche hallte wider von diesem Kampfe. Sie war der Schauplatz für die herz- und religionslose Streittheologie geworden. Und da die Religion, oder richtiger, die Theologie Staatssache war, so verhetzte sie auch die Fürsten und die Staaten gegen einander. Es war das unerträglichste Schauspiel, das man sich denken kann.

Hohnlachend sah Rom diesem Schauspiel zu. Seine Losung war: bei uns ist die Unfehlbarkeit, denn wir streiten nicht um sie. In der Kirchenversammlung von Trident war die unfehlbare Lehre für die ganze katholische Kirche festgestellt worden. Die ganze Kirche, vor allem die ganze Geistlichkeit, fast ohne Ausnahme, unterwarf sich. Die wachsende Ohnmacht der Protestanten gab dem Katholizismus neuen Mut. Die Bischöfe wurden ernster. Sie stellten Mißbräuche ab und begannen, ihr Kirchentum neu zu begründen. Aber noch immer gab es auch unter den Katholiken eine versöhnliche Richtung. Die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. haben den Religionsfrieden im Ganzen treu gehalten. Selbst in Oesterreich ging man grausam anfangs doch nur gegen die Täufer, namentlich in Tirol, vor. Der Gedanke wurde erwogen, ob nicht durch Nachgiebigkeit, etwa durch Gewährung des Laienkelches und der Priesterehe, die Protestanten zu gewinnen wären. Spät noch hat der Kardinal Klesl in Wien, was er vermochte, für den Frieden gethan. Er fürchtete, der Krieg könne Oesterreich gefährlich werden.

Aber zu einer Parteibildung innerhalb des Katholizismus kam es nicht. Der Jesuitenorden trat auf den Plan. In ihm gewann der Papst ein Kriegsheer, dem nie ein anderes an Schulung, Umsicht, Gehorsam und Rücksichtslosigkeit gleich gekommen ist. Die Jesuiten bedachten sich gar nicht, mit manchem Herkommen zu brechen. Sie stellten die Mittel der feinsten Bildung ihrer Zeit in ihren Dienst. Von Möncherei war, außer wo es notwendig schien, Nichts bei ihnen zu finden. Sie nahmen die Jugenderziehung der höheren Stände in ihre Hand. Durch Predigt und Beichtstuhl beherrschten sie das Volk. Am liebsten waren sie Beichtväter der Fürsten, um durch sie auch die Politik zu leiten. Ohne Rücksicht überwältigten sie die mildere Richtung. Manchen Fürsten, selbst manchen Geistlichen, ward anfangs vor ihnen bange. Man fürchtete, sie wollten die Kirche selbst sein, nicht bloß ein Orden. Aber sie errangen die Herrschaft. Zuerst ward Bayern, unter Ferdinand II. auch Oesterreich jesuitisch reformiert. Der mächtige Kardinal Klesl ward sogar verhaftet, unschädlich gemacht. Das Ziel der Jesuiten war die Vernichtung des Protestantismus. Sie hofften es dadurch zu erreichen, daß der Kaiser unumschränkter Herr in Deutschland werde, so, wie etwa die katholischen Könige von Spanien und Frankreich in ihren Ländern. Die Macht der Kirche sollte dadurch wieder hergestellt werden, daß die von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter ihr zurückerobert würden. Tollkühn rangen sie nach der Erreichung dieser Ziele. In Deutschland — das sollte sich zeigen — waren sie unerreichbar. Europa trat für die Erhaltung der deutschen Fürsten ein. Und es war volkswirtschaftlich unmöglich, den Besitz der katholischen Kirche ganz wieder herzustellen.

Aber der geschlossenen, furchtbaren Macht der jesuitisch-katholischen Partei gegenüber waren die Protestanten nur auf den guten Willen ihrer Fürsten angewiesen, die jeden Augenblick in der Gefahr waren, Alles ihrem Privatinteresse zu opfern. Im Angesicht des drohenden Kampfes gingen die Protestanten in zwei feindliche, scharf ausgeprägte Parteien auseinander. Luther war ohne Zweifel religiös der bedeutendste Reformator gewesen. Calvin hatte gründlicher mit der katholischen Ueberlieferung gebrochen. Durch eine feste Ordnung hatte er dem Gemeindeleben einen sicheren Halt gegeben. Seine ganze Auffassung des Christentums gab seiner Kirche eine andre Spannkraft, als die lutherische sie besaß. In der Pfalz hatte der Calvinismus seinen Stützpunkt. Der wichtigste unter den lutherischen Fürsten war Johann Georg I. von Sachsen, dessen Ideal die Jagd und der Trunk war. Er ward beherrscht von seinem tyrannischen, habgierigen, bestechlichen, fanatischen Oberhofprediger Hoen von Hoenegg, der noch im Beginn des Krieges durch die gehässigsten Streitschriften Haß und Feindschaft gegen die Calvinisten erregte. Nichts war imstande, die von Johann Georg vertretene Richtung von ihrem schlaffen Vertrauen gegen den Kaiser zu befreien, obwohl vor Augen war, daß er rücksichtslos beide Parteien zu vernichten entschlossen war. Die Calvinisten sahen heller; sie waren bereit, Kampf gegen Kampf zu setzen. Nur war ihr Oberhaupt, Friedrich V. von der Pfalz, in keiner Weise seiner Aufgabe gewachsen. Und auch ihre Theologen waren von engherzigem Unfehlbarkeitsdünkel nicht frei. Eine drückende Schwüle lag auf unsrem Vaterlande. Der Kampf war unvermeidlich, auf der einen Seite ein Kampf ohne, auf der andern ein Kampf gegen Gott. Erstarrt in Streittheologie hatten die protestantischen Geistlichen es nicht vermocht, in lebendigen Gemeinden das Vorbild wahrer Religion und Sittlichkeit den Gegnern vor Augen zu stellen und sie dadurch im Innern zu gewinnen. Die Protestanten konnten nicht wie Cromwell eine im Glauben einige und starke, durch die Macht der religiösen Begeisterung gehobene Armee den Heeren der Jesuiten entgegen stellen. Die Jesuiten aber kämpften nur für ihre Macht und für die ihres Papstes. Der Kaiser hatte keine Ahnung von der hohen Aufgabe des Fürsten, über den Parteien zu stehen, das Schwache zu stützen und den Frieden aufrecht zu halten. Nur ein leidenschaftlicher Parteimann war der sonst unbedeutende Ferdinand II. Wie ein Räuberhauptmann, der nur an seine Beute denkt, überfiel er das Reich. Dieser Kampf, der von keiner großen Aufgabe im Dienste Gottes beherrscht war, konnte nur ein Vernichtungskampf werden. Die Protestanten waren unfähig, das lösende

Wort des Rätsels zu finden. Aber auch Ferdinand konnte sein Ziel nicht erreichen, Deutschland um Jahrhunderte rückwärts zu bringen. Freilich, erst bei Königgrätz ist er endgiltig besiegt worden. Seitdem hat sich gezeigt, daß sein Oesterreich, das nicht leben und nicht sterben kann, durch seines Kaisers Siege zum Tode verwundet wurde.

2

Die erste Periode des dreißigjährigen Krieges umfaßt die Jahre von 1618 bis 1624. Das Haupt der calvinistischen Partei, der zum König von Böhmen gewählte unbedeutende Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, und seine Parteigänger wurden vernichtet, vorzugsweise durch die bayerische Armee. Die Avantgarde der Protestanten ging unter. Böhmen ward dadurch der Einwirkung des protestantischen deutschen Geistes entzogen. Durch die Schlacht am weißen Berge ist es das Schmerzenskind Oesterreichs, vielleicht sogar seine Todeskrankheit geworden. Auf den Sieg des Kaisers folgte eine Flucht aus Böhmen und ein entsetzliches Morden in ihm. Ein unermeßlicher Grundbesitz fiel in die Hände des Kaisers. Er wurde in der gewissenlosesten Weise verschleudert. Der Kaiser war nach den Konfiskationen ärmer als vor ihnen.

Die Lutheraner in Norddeutschland, unter der Führung Christians IV. von Dänemark, wurden in der zweiten Periode des Krieges, von 1624 bis 1630, das Opfer der kaiserlichen Gewaltherrschaft. Durch Wallenstein, den unheimlichsten Feldherrn des großen Krieges, hatte der Kaiser nun ein eigenes Heer erworben. Die Jesuiten hatten eins ihrer Ziele erreicht. 1629 erließ Ferdinand II. das Restitutionsedikt, nach dem alle seit 1552 von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben werden, die Calvinisten aber vom Religionsfrieden ausgeschlossen sein sollten. Vor der Tyrannei Wallensteins erzitterte nun sogar des Kaisers treuester Bundesgenosse, Bayern. Der Kaiser mußte seinen Feldherrn entlassen. Die Protestanten hatten ihren Feinden die Siege und die Verwüstung ihrer Länder leicht gemacht. Sie erschienen immer nur in einzelnen Gruppen im Kampfe. Sachsen und Brandenburg wahrten noch immer den Frieden. Sie vertrauten auch jetzt noch auf den Kaiser, obwohl seine frevelhaften Absichten vor Aller Augen waren.

Da erbarmte sich Gustav Adolf des deutschen Protestantismus, dessen Vertreter sich als unfähig erwiesen hatten, ihn zu retten. Er kämpfte für Schweden, das von Oesterreich von Polen her bedroht ward, und für seine Machtstellung an der Ostsee. Aber er kämpfte auch mit aufrichtigem Herzen für den evangelischen Glauben. Die noch nicht niedergeworfenen protestantischen Fürsten wagten es nicht sich ihm anzuschließen. Indeß ward Magdeburg von Tilly erobert. Es hatte mit dem Kaiser in Frieden gelebt, aber sich geweigert, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen, die seine Freiheit und seinen Wohlstand vernichtet hätte. Es ging in Flammen auf. Nun endlich, weil die Reihe der Unterwerfung auch an sie kommen sollte, schlossen Sachsen und Brandenburg sich an Gustav Adolf an. Tilly unterlag bei Breitenfeld; München und das westliche Mitteldeutschland bis nach Mainz wurden von dem siegreichen Schwedenkönig erobert. Der Protestantismus schien gerettet. Da wurde Wallenstein zum zweiten Male auf den Schauplatz gerufen. Gustav Adolf konnte sein Lager bei Nürnberg nicht erobern. Aber er siegte bei Lützen und fand in der Schlacht seinen Tod. Wenig über zwei Jahre, von 1630 bis 1632, war er in Deutschland der siegreiche Held des Protestantismus gewesen. Wallenstein sah ein, daß es in der bisherigen Weise nicht weiter gehen könne. Er wünschte, außer reicher Beute für sich, ein starkes Kaisertum, aber Frieden mit den Protestanten. Er knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, um den Kaiser zum Eingehen auf seine Pläne zu zwingen. Die spanisch-jesuitische Partei in Wien war entsetzt. Der spanische Gesandte sagte dem Kaiser, ein Stilet könne leicht den gefährlichen Menschen beseitigen. Der Kaiser befahl, lebend oder tot sich seiner zu bemächtigen. Er ward 1634 ermordet. Seine Armee aber vernichtete noch in demselben Jahre die der Protestanten bei Nördlingen. Die dritte Periode des großen Krieges (1630—1634), seine erste Hälfte (1618—1634), war beendet. Gustav Adolf und sein Kanzler Oxenstierna wußten wohl, daß es nach dem Sieg bei Breitenfeld die Aufgabe der Schweden gewesen wäre, statt nach München und Mainz nach Wien vorzudringen und die Macht des Kaisers in ihrem Mittelpunkte zu brechen. Der große König wagte es nicht. Warum nicht? Die Haltung der protestantischen Fürsten, vor allem Sachsens, war ihm zu ungewiß. Er fürchtete, durch sie keine sichere Deckung für seine Rückzugslinie zu haben. Sie hatten ihrem Retter das Grab gegraben.

Nach der Schlacht bei Nördlingen fiel zuerst Sachsen, für das Gustav Adolf sein Leben gelassen hatte, von Schweden ab. Es schloß 1635 mit dem Kaiser einen schimpflichen Frieden. Entrüstet schied Arnim, der General des sächsischen Kurfürsten, aus dem Dienste seines Herrn. Aber die meisten protestantischen Länder folgten dem Beispiele Sachsens. Der Kaiser hatte im Grunde sein Ziel erreicht. Der Protestantismus war so entkräftet, daß es nicht unmöglich schien, mit der Zeit den glimmenden Docht auszulöschen. Ferdinand II. starb 1637. Sein Sohn, Ferdinand III., setzte die Politik seines Vaters fort.

Wer hat nach so traurigem Verlauf des siebzehnjährigen Kampfes der deutschen Fürsten und ihres Glaubens sich angenommen? Zwei auswärtige Mächte, Frankreich und Schweden, Oesterreichs politische Feinde. Am Rhein kämpfte mit französischer Hilfe Bernhard von Weimar, ein genialer Feldherr, ein wahrer Deutscher, ein wirklicher evangelischer Christ. Aus Schweden kamen geistvolle Heerführer, Baner, Torstensohn, Königsmark, Wrangel. Aber Schonung kannte man nun nicht mehr. Die betroffenen Länder wurden vom Grund aus verwüstet. Sachsen büßte furchtbar für die untreue Politik seines Fürsten. Endlich, nach einem zweiten entsetzlichen Kampfe, der dreizehn Jahre währte, war die Macht des Kaisers, auch die Macht Bayerns, gebrochen. Nach langen Verhandlungen ward am 24. Oktober 1648 der Friede geschlossen. Der österreichische Protestantismus ward dem Untergange preisgegeben. Das Deutsche Reich verlor 4 $^1/_2$ Millionen Einwohner, zum Teil an Frankreich und Schweden. In ihm aber war der Besitzstand der beiden Kirchen im Wesentlichen derselbe geblieben. Es ward festgestellt, daß sie im Frieden zusammen leben, und daß die Regierungen Andersgläubige in ihren Ländern duldsam behandeln sollten. Auch die Calvinisten erhielten Religionsfreiheit. Aber frei von Oesterreich und innerlich geeint war Deutschland so wenig wie vorher. Wohl aber war es zur Wüste geworden. Viele Dörfer waren verschwunden, manche sind nie wieder erstanden. Manche Berge, vorher schön bewaldet, sind heute noch kahl. Unkraut und Gestrüpp bedeckte die Aecker. Arbeitsleute waren nicht zu haben, der Arbeitslohn war unerschwinglich. Es fehlte an Saatkorn. Der Viehbestand war untergegangen. Die Städte waren zum Teil Trümmerstätten. Die Reichen waren verarmt; die Schuldner konnten weder Kapital noch Zinsen zahlen. Dreißig Jahre ewiger Unruhe hatten das Volk der Arbeit entwöhnt. Die Verwilderung war unbeschreiblich. Der treuherzige, biedere, lebensfrohe Sinn des Volkes war gebrochen. Das deutsche Volk glich einem Baume, dessen Krone und Stamm zerbrochen ist. Es fragte sich, ob die Wurzel noch gesund genug war, einen neuen Stamm zu schaffen.

3

Das ist das Rätsel, vor dem wir stehen. Wo finden wir Gott in dem nächtlichen Dunkel, das uns hier umgiebt? Aber hatte Gott nicht doch das letzte Wort gesprochen? Ein helles Licht ging auf in der Nacht: es war ganz Europa, das am Ende unseres großen Krieges den Frieden schloß; ganz Europa bekannte sich in ihm zu dem Grundsatz der religiösen Duldung. Dies köstliche Gut der Welt zu erringen, dafür hatte unser Volk geblutet. Für den Beginn einer ganz neuen Zeit hatte es das größte Opfer gebracht. Und die Toleranz war im Grunde eine ganz neue und doch die älteste Religion der Christenheit, die Religion Jesu: hier ist nicht Katholik, nicht Lutheraner, nicht Calvinist; ihr seid allzumal Einer in Christo. Durch die Welt ging eine Ahnung davon, daß die Kirchen, die das Volk dem Untergange nahe gebracht hatten, veraltet wären, damit

die eine christliche Kirche im Dienste des einen ewigen Evangeliums alle einen könne. Ein Jahrhundert nach dem großen Kriege, nachdem Deutschland sich erholt hatte, begann die Arbeit der gewaltigsten Männer in ihm; Lessing, Kant, Fichte, Schleiermacher, unsere großen Dichter gruben den Quell der wahren Religion wieder auf. Sie vollendeten Luthers Werk. Diese Arbeit schreitet unaufhaltsam fort. In gewissem Sinne gewaltsam ward sie Anfangs gethan. Darum erneuten sich im letzten Jahrhundert die alten Formen, vor allem Roms Macht, noch ein Mal. Dadurch ist unsere Einsicht gereift. Das geschichtliche Verständnis ist erwacht. Die Duldsamkeit ist fester begründet als im achtzehnten Jahrhundert. Sie hat nun den Sinn, daß man Kindheit, Jugend, Mannesalter gerecht beurteilen, von jeder Stufe der Entwicklung nicht mehr verlangen soll, als sie vermag. Damit ist der Unfehlbarkeitsdünkel gebrochen. Hat er in Rom gerade in dieser Zeit seine volle Schärfe erlangt, so ist es geschehen, damit er vom Grund aus vernichtet werde.

Wie nach dem Frieden eine neue, und doch die älteste Religion in der Christenheit erst leise und dann immer mächtiger erstarkte, so begann schon während des Kampfes das Entstehen eines ganz neuen Staatslebens. Woher der beispiellose Zerfall des Reiches und im Kriege die vollständige Auflösung der protestantischen Partei, die den Raubanfall Oesterreichs zurückzuweisen und die Herrschaft dieses Staates, der Deutschland den Spaniern opferte, zu brechen verpflichtet war? Der Grund war der unerhörte Eigennutz Aller, dies, daß alle Herrschenden den Staat nur als ein Mittel für ihren Privatvorteil ansahen. Noch fehlte ganz das politische Gewissen, das in einem pflichttreuen Beamtenstand und in einer Armee zum Ausdruck kommt, die das Volk in Waffen ist. Dieser neue Staat, der sich nicht zum Büttel einer Partei oder Kirche macht und darum unerbittlich religiöse Toleranz fordert, war in Deutschland noch nicht in das Leben getreten. Aber bereits während des Krieges, 1640, hatte der Mann den Thron bestiegen, der durch die Macht seines Willens den ersten wahren Staat in Deutschland gründen sollte, der große Kurfürst von Brandenburg-Preußen. Auf die feste, allein wahre Grundlage gegründet, wuchs und erstarkte sein Staat trotz mancher Schwankungen unablässig weiter. Schon hundert Jahre nach dem großen Kurfürsten konnte er, im Kampf mit ganz Europa, Oesterreich überwinden. Bei Waterloo bestand er seine Feuerprobe. In den Schlachten von Königgrätz und Sedan hat er die Wiedergeburt Deutschlands vollendet. So sind aus den Ruinen des dreißigjährigen Krieges die beiden größten Güter unserer Nation hervorgegangen: das neue Reich und der geläuterte christliche Glaube. Wir denken dankbar der Tausende, die in der schwersten Zeit der deutschen Geschichte ihr Leben für uns geopfert haben. Könnten sie jetzt in unsere Mitte treten, dann würden sie gewiß im Anblick des neuen Lebens, dessen wir uns erfreuen, sich versöhnt mit ihrem Schicksal fühlen und sagen: nun wissen wir, wofür wir gestorben sind, und daß unser Opfer nicht vergeblich gebracht ward. Wir aber sagen: wie viel Unheil auch kommen mag durch menschliche Schuld, Gott spricht doch immer das letzte Wort. Was er sich vorgenommen, und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

So erschüttert auch der Anblick des Grauenvollsten in der Geschichte unser Gottvertrauen nicht. Es wird auch dadurch nur befestigt. Aber freilich, dieser Anblick weckt auch die vollkommene Erkenntnis der menschlichen Schuld in uns. In den Jesuiten und ihrem Kaiser tritt uns die Thatsache entgegen, daß es auch geradezu teuflische Bosheit in unserm Geschlechte giebt. Und der Erfolg der wirklich wahnsinnigen Selbstsucht der Herrschenden im protestantischen Deutschland zeigt uns, wie unermeßlich die Verantwortung ist, die in seiner Pflicht einem Jeden auf die Seele gelegt ist. Daß im neuen Reich der Bund der Fürsten jeden Augenblick treu seine Pflicht erfüllen wird, darüber kann nicht der mindeste Zweifel sein. Aber der Eigennutz herrscht jetzt im Volke. Er tritt zu Tage im Kampfe der Parteien, die nach dem Wohle des Vaterlands keinen Augenblick fragen, wohl aber ihren Privatvorteil suchen, wenn auch die ganze Nation dadurch zu Grunde geht. Durch sein Stimmrecht trägt gegenwärtig jeder Deutsche die Verantwortung mit für das Bestehen des Reiches. Eine unermeßliche Schuld nimmt der auf sich, der einen Mann nach seinen Wünschen, einen Vertreter seines Verlangens nach Gewinn, der nicht nach seinem Gewissen wählt. Tritt von neuem ein innerer Zerfall bei uns ein, dann werden unsere Nachbarn nicht mehr auf unsere Kosten uns zu Hilfe kommen, sondern einfach uns vernichten.

Aber noch Eins tritt aus dem entsetzlichen Kriege uns entgegen. Wir fragen: wodurch behauptete sich doch ein Rest in dem allgemeinen Untergange? Und wodurch wuchs unser Volk nach dem Frieden wieder empor? Hier zeigte sich, was es seinem Reformator dankte. Daß Gottvertrauen, Berufstreue und Heilighaltung der Familie der beste Gottesdienst sei, das hatte er auf das tiefste seinem Volke eingeprägt. Diese Tugenden hatte selbst der Krieg nicht zu vernichten vermocht. Ich glaube kaum, daß sie bei uns noch so mächtig sind wie in jener verhängnisvollen Zeit. Hier liegt eine unermeßliche Gefahr. Die Familien sind die Bausteine, die zum Bau des Reiches sich einen. Aus morschen Steinen ist kein fester Bau zu errichten. Möge denn seine Geschichte tief unserem Volke die Erkenntnis einprägen, daß Gott das Seine in jedem Augenblicke thut, und daß es nur auf das Eine ankommt, zu dem **wir** verpflichtet sind: treue Pflichterfüllung des Einzelnen und des ganzen Volkes, gegründet auf unerschütterliches Gottvertrauen.

Sulze

Erlösung

1. Religion und Erlösung; 2. Erlösungsreligion; 3. Das Christentum die geschichtliche und ethische Erlösungsreligion; 4. Verschiedene Auffassungen der Erlösung des Christentums; 5. „Altmodischer" und „moderner" Erlösungsbegriff

1. Religion und Erlösung

„Not lehrt beten", dies Sprichwort bewährt sich nicht nur in der täglichen Erfahrung des Lebens, sondern es wird uns auch bestätigt durch die Gebete, die aus den Religionen vergangener Zeit auf uns gekommen sind. Wohl sind diese zu einem guten Teil Prunklieder auf die Götter, in hohen gesteigerten Worten deren Lob verkündend. Aber persönlich, von Herzend kommend, schlicht und eindringend werden die Gebete, sobald die Bitte um Erlösung aus irgend einer Not in ihnen hervorbricht. — Die Lieder des Rigveda enthalten Hymnen, für reiche kultische Opferfeste gedichtet, und erzählen preisend die mächtigen Thaten der Götter. Aber dazwischen erhebt sich die Bitte um Bewahrung und Befreiung von Not und Schrecknis; etwa in dem Liede an Varuna (2, 28; Uebersetzung von Geldner und Kägi, Tübingen 1875):

Bewahre mich, o Varuna, vor Schrecknis,
In Gnaden sieh mich an, gerechter König!
Erlöse mich von Not, wie's Kalb vom Bande;
In deiner Hand steht meines Auges Zwinkern.

Nicht treffe uns die Waffe deiner Boten,
Die jeden Schuldigen, o Gott, bestrafen!
Noch möcht ich nicht vom Lichte Abschied nehmen,
Vernichte meine Feinde, mich laß leben!

Oder in den babylonischen Bußpsalmen lesen wir folgendes Gebet an eine Göttin, wohl an Istar (Uebersetzung von H. Zimmern, Leipzig 1885; zum Teil nach Sayce, Hibbert Lectures 1887):

Ich, dein Knecht, voll Seufzens rufe ich zu dir;
Dem Herzen dessen, der gesündigt hat, thust du Segensworte kund.
Blickst du einen Menschen an, so lebt er!
Machthaberin über Alles, Herrin der Menschheit!
Barmherzige, der sich zuzuwenden gut ist, die annimmt das Seufzen!

Treulich blick auf mich, nimm an mein Seufzen.
Sprich: wie so lange [soll] ich [zürnen]? und dein Gemüt besänftige sich!
Bis wann, meine Herrin, möchte sich zuwenden dein Antlitz?
Gleich Tauben klage ich, von Seufzen sättige ich mich.

Den Homerischen Gedichten ist es, obwohl in ihnen der Gottesglaube nicht mehr in ungebrochener Kraft steht, doch ganz natürlich, daß ihre Helden in einer Not, in der ihre

Klugheit und Kraft versagt, sich an die Gottheit wenden. So ruft der erfindungsreiche Odysseus nach dem Schiffbruch seines Flosses den Gott des Stromes an, dessen Mündung er zutreibt (Odyssee 5, 44 ff.; Uebersetzung von W. Jordan):

Wer du seiest, o Herr, ersehntester, höre das Flehen
Eines dem Meer und dem Drohn des Poseidon entflohenen Gastes!
Mitleidswert ist der Mensch auch für die unsterblichen Götter,
Wenn er in Irrsal und Not als Flehender naht, so wie ich nun
Leidenbedrängt zu deinem Geström als Flehender komme.
Hab Erbarmen, o Herr, da ich deinem Schutz mich befehle!

Inniger noch drängt sich in den alttestamentlichen Psalmen die Sehnsucht nach Erlösung aus der Brust des leidenden Frommen hervor, z. B. Psalm 130 (Uebersetzung von Kautzsch):

Aus der Tiefe rufe ich dich, Jahweh, Herr, höre auf meine Stimme!
Möchten deine Ohren aufmerksam sein auf mein lautes Flehn!
Wenn du Verschuldungen im Gedächtnis bewahrtest, Jah, Herr, wer kann dann bestehen?
Vielmehr, bei dir steht die Vergebung, damit man dich fürchte.

Ich harre auf Jahweh; meine Seele harret auf sein Wort.
Innig warte ich auf den Herrn, sehnsüchtiger als Wächter auf den Morgen, als Wächter auf den Morgen.
Harre Israel auf Jahweh! Denn bei Jahweh ist die Gnade und bei ihm Erlösung in Fülle.
Und Er wird Israel erlösen von allen seinen Verschuldungen.

Auch wir Christen beten in unserm vornehmsten Gebet: „Führe uns nicht in Anfechtung hinein; sondern erlöse uns von dem Bösen!“

In der That, in der Bitte um Erlösung spürt man besonders deutlich den Pulsschlag des religiösen Lebens. Darum war es ein guter Gedanke, wenn E. Nagel, Pfarrer in Märstetten, Schweiz, in einer Schrift, die den Berliner Professoren Paulsen und Harnack gewidmet ist, „das Problem der Erlösung“ durch die verschiedenen Stufen der Religion hindurch begleitet.*)

In dem zweiten Teile des Buches verfolgt er den Erlösungsgedanken in der Geschichte der Philosophie. Die beiden Teile sind etwas äußerlich nebeneinander gestellt. Aber interessant ist es, einmal im Zusammenhang sich klar zu machen, wie stark sich der Erlösungsgedanke nicht nur in der Religions-, sondern auch in der Philosophiegeschichte erwiesen hat. Es ist ein Beweis dafür, daß die Philosophie in ihren großen zusammenfassenden Systemen niemals bloß Wissenschaft sein will, sondern stets prophetische Art an sich trägt. — Doch hier beschäftigt uns vor allem der erste, religionsgeschichtliche Teil. In ihm will Nagel eine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Erlösungsidee geben. So schildert er denn zuerst den Erlösungsgedanken auf der Stufe der niedrigsten Naturreligionen. Freilich muß er sich bei diesen Anfängen der Religion sehr stark in allgemeinen Betrachtungen und Konstruktionen bewegen. Im Anschluß an Max Müller, Siebeck u. A. zeichnet er „den Menschen“ der Urstufe und die Vorstellungen von Erlösung, die dieser schon haben kann. Darin bleibt immer viel Problematisches. Es wäre vielleicht lehrreicher gewesen, wenn Nagel einiges konkrete Material aus den heute noch vorhandenen Formen niedrigster Naturreligionen beigebracht hätte; freilich müßte man sich hüten, diesen ohne weiteres das Bild der Anfangsstufe in der Religionsentwicklung zu entnehmen. Aber soviel ist an der Schilderung Nagels zweifellos richtig: in den Naturreligionen der niedrigsten Stufe wird die Erlösung sehr häufig durch magische Einwirkung auf die guten und bösen Mächte gesucht, die das Leben der Menschen beeinflussen; und das Ziel der Erlösung ist auf dieser Religionsstufe (mag sie nun eine Anfangs- oder Entartungsgestalt darstellen) wesentlich „die Befriedigung der wechselnden Bedürfnisse des natürlichen Lebens und die Ueberwindung der natürlichen Lebensschranken“ (S. 24). Dagegen scheint es mir keine glückliche Verallgemeinerung der Erlösungsidee zu sein, wenn Nagel gleich nachher (S. 25) sagt, schon auf dieser Stufe werde die Erlösungsidee in den drei Grundformen aufgefaßt, die sie im Laufe der Geschichte angenommen habe: nämlich als Anstrengung der eignen menschlichen Kräfte gegenüber dem als Uebel oder als böse Empfundenen; als Benützung physischer und technischer Mittel, um die Herrschaft über die Natur zu gewinnen; endlich als Verbindung mit übernatürlichen Mächten, um durch deren Beistand die eigene Kraft zu erhöhen und den Widerstand feindlicher böser Mächte zu brechen. Die eigene Kraftanstrengung und die Kultur können doch — ganz abgesehen von der Frage, ob sie sich selbst von einander deutlich unterscheiden lassen — jedenfalls nur sehr uneigentlich unter den Erlösungsbegriff gerückt werden; im vollen Sinn läßt dieser sich doch nur auf jene dritte Form anwenden. Etwas verschwommen bleibt auch die gleich folgende Andeutung, daß schon am Anfang der religiösen Entwicklung noch einige andere Elemente des Erlösungsgedankens wenigstens keimhaft vorhanden seien, nämlich die Vorstellung oder Empfindung eines Unendlichen, Uebersinnlichen, Jenseitigen, Göttlichen, in dessen Gegenwart der Mensch stark und geborgen ist, sowie das Gefühl, daß wir jenes Göttliche selbst in uns tragen, ein Gefühl, das nach dem Verfasser im Toten- und Ahnenkultus sich kundgiebt. Aber jene Vorstellung oder Empfindung eines Göttlichen kommt doch nicht als ein „anderes Element“ erst zu dem vorher genannten Gedanken einer Verbindung mit übernatürlichen Mächten hinzu, sondern ist in ihm selbst schon enthalten; und in der Toten- und Ahnenverehrung kann man eine besondere Vorbereitung des späteren Erlösungsgedankens doch nur insoweit erkennen, als darin der Glaube auflebt, es gebe für den Menschen nicht nur innerhalb dieses irdischen Daseins eine Befreiung von der augenblicklichen Not, sondern einen Weg zu einem höheren Dasein jenseits dieser Erdenwelt, zu einem göttergleichen Leben, seis nun im Reiche Yamas, an dem Sitze der Väter, wie die alten Indier glaubten, oder in den glückseligen Jagdgefilden, wie die Indianer hoffen.

Auch bei der Schilderung davon, wie die höheren Naturreligionen aus den niederen hervorgegangen sind, scheint mir Manches recht zweifelhaft. Weiß Nagel so gewiß, daß sich auf dieser Stufe erst „die anfänglich noch beinahe zusammenhanglose Vielheit der Individuen organisiert hat“? Läßt sich wirklich mit Sicherheit behaupten, daß überall das Jagd-, Nomaden- und Kriegsleben als das Ursprüngliche dem Ackerbau vorangegangen ist? Vielleicht könnte auch in diesem Abschnitt deutlicher die Frage nach dem Erlösungsgedanken in den Mittelpunkt gerückt sein; bieten doch diese Religionen auch schon viel reichern Illustrationsstoff dar. Aber im Allgemeinen ist es gewiß richtig, wenn Nagel zeigt, wie die Anschauung von der Erlösung auf dieser Stufe vertieft wird, vor allem dadurch, daß die Frage nach einer Versöhnung mit der Gottheit lebendig wird, und daß Mittler der Erlösung und Versöhnung auftreten.

Ueber den niederen und höheren Naturreligionen erheben sich in der Darstellung Nagels die Geistesreligionen. Mit Recht setzt er in den Berichtigungen diesen Ausdruck ein statt der anfänglich gebrauchten Bezeichnung: ethische Religionen. Man wird an Harnacks Gedanken von dem dreifachen Ausgang der Dogmengeschichte erinnert, wenn auch in der Religionsgeschichte ein dreifacher Ausgang der Entwicklung unterschieden wird. „Zwar lassen alle Religionen als Ziel ihrer Entwicklung den Monotheismus erkennen.“ Aber die einen, die pantheistisch-mystischen, langen bei dem Gedanken des All-Einen an; die andern, die fatalistisch-moralistischen, münden aus in die Anschauung von einer allgemeinen Weltordnung; in der dritten Gruppe endlich, in der alttestamentlichen und christlichen Religion, „erhebt sich die Gottesvorstellung zur ethischen Reinheit und Vollendung: Gott ist der heilige, Alles durchwaltende Geist.“ — Nun tritt freilich, wie Nagel zeigt, nicht in allen drei Gruppen der Gedanke der Erlösung mit gleicher Stärke hervor. Zwar in der Gruppe der Mystik, die in unserm Buch auch den Buddhismus mit umfaßt, erscheint er höchst ausgeprägt: Erlösung ist für diese Religionsstufe die Entrückung des Menschen „aus der Sphäre des Sinnlichen und Irdischen in die Welt der übernatürlichen Wirklichkeit.“ Dagegen in den fatalistischen und moralistischen Religionen ist der Erlösungsbegriff zurückgeschoben. Der Fatalismus kennt im Grunde überhaupt keine Erlösung. Und der Vergeltungsgedanke, der in den moralistischen

*) E. Nagel, Lic. Dr., Pfarrer in Märstetten: Das Problem der Erlösung. Eine religionsphilosophische, philosophiegeschichtliche und kritische Untersuchung. Basel, Reich 1901. 350 S. 5,20 Mk.

Religionen herrscht und mit dem Unsterblichkeitsglauben sich verbindet, läßt zwar die Anschauung von einer Sühne der Vergehungen bestehen, kommt aber im Uebrigen bei dem Ziel an, der Mensch solle sich „sein wahres Selbst erringen durch eigne sittliche That." Erst diejenigen Religionen, in denen die Vorstellung eines Weltendramas bestimmend ist, verstehen unter Erlösung „das siegreiche Vordringen des guten Prinzips und die endgiltige Ueberwindung des Bösen", einen Sieg, an dem auch der einzelne Kämpfer seinen Anteil gewinnen soll; aber es fehlt noch „die ethische Tiefe der Gottesvorstellung und die klare Erkenntnis des unendlichen Wertes der individuellen Menschenseele." Diese wird erst in der dritten Gruppe, in den „ethischen Geistesreligionen", im Alten und Neuen Testament, gewonnen; und hier erst erlangt auch der Erlösungsgedanke seinen vollen Inhalt.

Das ist die Entwicklung, die unser Buch in gewandter, oft fast zu gewandter Darstellung schildert. Es zeigt uns, daß für alle Religionen die Stellung, die in ihnen der Erlösungsgedanke einnimmt, und der Inhalt, der ihm gegeben wird, charakteristisch ist; es spiegelt sich darin das Wesen der Religionen selbst wider. Vielleicht hätte man an manchen Punkten dieses Spiegelbild noch schärfer erfassen und darstellen können. Aber wir haben Ursache genug, dem Verfasser für die mutige Inangriffnahme des umfassenden Themas dankbar zu sein. Wir werden auch im Folgenden auf Nagels Buch gelegentlich zurückkommen, aber uns doch freier ihm gegenüber bewegen, als in diesem ersten Abschnitt. Max Reischle

---

Friedrich Delitzsch und der babylonische Monotheismus

Auf Seite 49 seines nachgerade zu viel diskutierten*) Vortrags „Babel und Bibel" sagt Delitzsch:

> Trotz alledem und trotzdem daß freie, erleuchtete Geister offen lehrten, daß Nergal und Nebo, Mondgott und Sonnengott, der Donnergott Ramman und alle anderen Götter eins seien in Marduk, dem Gotte des Lichtes, blieb Polytheismus, krasser Polytheismus drei Jahrtausende hindurch die babylonische Staatsreligion. . . .

In meiner Kritik in dieser Zeitschrift vom 22. Mai (Nr. 21, Sp. 493) glaubte ich fragen zu dürfen, ob sich Delitzsch mit einer solchen Behauptung nicht zu weit vorgewagt habe? Hiergegen hat dieser nun vor einiger Zeit in etwas ungewöhnlicher Weise Verwahrung eingelegt. Im Inseratenteil der Theologischen Literaturzeitung vom 2. August 1902 — ob auch anderswo, weiß ich nicht — findet sich Folgendes aus einem Briefe Delitzschs an die Hinrichssche Verlagsbuchhandlung abgedruckt:

> Die von Herrn Professor Jensen in Nr. 21 der „Christlichen Welt" (1902) an meinem Vortrag „Babel und Bibel" geübte Bekrittelung vermag keines der von mir gesprochenen Worte zu erschüttern. Die Thatsache allein, daß der Verfasser es wagt, die Existenz eines von mir citierten, seit vielen Jahren veröffentlichten Keilschrifttextes, in welchem alle babylonischen Gottheiten dem Einen Gott Marduk gleichgesetzt werden, in Zweifel zu ziehen, zeigt, aus welchem Geist diese Besprechung geboren ist. — Die Wahrheit wird auch hier siegreich bleiben.

Die Wahrheit — vielleicht — hoffentlich. Aber hoffentlich nicht, was Delitzsch dafür hält.

Es kann nicht übersehen werden, daß das, was Delitzsch in „Babel und Bibel" über den Monotheismus in Babylon sagt, sich nicht mit dem in seiner Erklärung Vorgebrachten deckt. Indem er sein „eins sein in" zu „gleichgesetzt werden mit" abschwächt, verschiebt er das Angriffsobjekt und läßt er mich Etwas bezweifeln, über das ich mich garnicht geäußert habe. Mit seiner Modifikation giebt Delitzsch aber zugleich seine ursprüngliche sensationelle Behauptung, statt sie aufrecht zu erhalten, wie er zu thun vorgiebt, vielmehr preis.

*) Wir werden die durch den Vortrag in Gang gebrachte Diskussion doch aufmerksam weiter verfolgen. Der dritte Artikel über „Die Bibel und Babel-Litteratur" (vgl. Nr. 40 und 44 d. v. J.) erscheint demnächst. D H

Das kann nicht scharf genug hervorgehoben werden. Er wird sie aber noch weiter modifizieren müssen.

Durch gütige Vermittlung eines Freundes ist mir endlich der an einer abgelegenen Stelle veröffentlichte Text zugänglich geworden, dem Delitzsch sein „eins sein in", nunmehr „gleichgesetzt werden mit", entnommen haben muß. Nach diesem werden elf männliche Gottheiten und zum Mindesten noch drei andere unbekannten Geschlechts — aber, ob alle babylonischen Gottheiten (so Delitzsch), darüber kann das Fragment Nichts aussagen — anscheinend in der That gleichgesetzt dem einen Gotte Marduk. Denn den gesammten Götternamen in einer linken Kolumne steht dort in einer rechten gleichermaßen der Marduks gegenüber. Und das deutet auf Gleichsetzung oder Vereinerleiung.

Aber zunächst ist nun auch zu beachten, daß in dem Texte von einer absoluten Vereinerleiung Nichts zu finden ist: Nicht Marduk schlechthin wird dem Ninib, wird Nerigal, wird Zamama u. s. w. gegenübergestellt, sondern z. B. dem Nerigal der Marduk des Kampfes oder Ansturms, dem Zamama der Marduk der Schlacht, dem Bel der der Herrschaft und des Sichberatens, dem Nebo-Nabû der des Geschäfts, dem Mondgott Marduk (der Gott des Lichts) als Erheller der Nacht, dem Sonnengott der Marduk des Rechts, dem Wettergott Marduk als Gott des Regens u. s. w. Aber Nerigal ist z. B. auch Gott des Totenreiches und der Seuchen, die Sonne vor allem doch der Lichtgott, der den Tag erhellt, der Wettergott auch Gott des Donners, des Blitzes und des Sturmes. Wenn also auf der Tafel von einem „eins sein in" die Rede wäre, so könnte z. B. der Marduk des Kampfes oder Ansturms doch nur „eins sein" mit dem Nerigal des Kampfes, nicht aber mit dem des Totenreiches u. s. w., und alle die in dem Texte genannten Götter würden auch als Sonderexistenzen zu denken sein, wenn auch mit etwas beschränkteren Machtbefugnissen als sonst.

Wenn es sich eben um ein „eins sein in" handelt! Delitzsch selbst aber ersetzt dies ja neuerdings stillschweigend durch „gleichgesetzt werden mit"! Wollten wir ihm nun darin folgen, so müßten wir den Text so interpretieren: Nerigal ist soviel wie Marduk als Anstürmer, Angreifer u. s. w. Das brauchte aber nicht mehr zu besagen, als: Nerigal ist dem Marduk als Anstürmer vergleichbar, Nerigal ist ein Marduk als Anstürmer u. s. w. So nach Delitzsch selbst! Wo bliebe dann aber auch nur ein Atom von babylonischem Monotheismus übrig?

Indes — setzt der Text überhaupt Götter einander gleich? Diese Annahme ist zunächst unnötig. Denn es könnte sich in dem Dokumente auch lediglich um verschiedene Namen eines und desselben Gottes Marduk, muß sich nicht um dessen Identifizierung oder Gleichsetzung mit deren ursprünglichen Trägern handeln. Wenn also z. B. in dem Texte steht: „Sin | Marduk, der die Nacht erleuchtet", so braucht das nicht zu bedeuten „Sin (der Mondgott) ist einerlei oder vergleichbar mit Marduk, der, bez. insofern auch dieser die Nacht erhellt", sondern kann gerade so gut heißen: Der Name des Mondgottes kann — etwa in poetischer Rede — auch Marduk als Erheller der Nacht (nämlich in hellen Nächten) bezeichnen, etwa wie der Mondgott Sin anscheinend auch den Namen Anu, den des Himmelsherrn, führen kann.

Wir besitzen nun aber eine Menge ähnlich angeordneter Texte, die fraglos in entsprechender Art zu deuten sind und nie anders gedeutet wurden. Und wir wissen ferner, daß dem Marduk wenigstens von mehreren Göttern deren Namen übertragen wurden, ohne daß diese aber die Namen aufgegeben oder gar damit ihr „Einssein in ihm" erklärt hätten. Daß Marduk wie der Gott Bel „Herr der Länder", wie der Gott Ea „Ea" hieß, das wissen wir. Also wäre eine Annahme, daß alle die in dem Fragment genannten Götternamen lediglich als Namen Marduks aufzufassen sind, durchaus sturmfrei.

Und somit liegt gar keine Berechtigung dazu vor, den erwähnten Text für einen babylonischen Monotheismus auszuschlachten.

Das ist also das „Einssein aller Götter in Marduk“, und wer daran trotz dieses nichtssagenden Textes zweifelt, der ist ein Krittler und dessen Kritik ist aus einem minderwertigen Geiste geboren!

„Keines der von mir vor Seiner Majestät gesprochenen Worte ist durch Jensens Bekrittelung erschüttert worden.“ Ein stolzes Wort! Wir gönnen Delitzsch jedes Gefühl der Befriedigung. Aber wir wünschen noch mehr — mit Delitzsch — den Sieg der Wahrheit — einerlei, ob er den „Berge versetzenden Glauben an Babylon“ rechtfertigt oder den blinden, unwürdigen Zorn der sich weise dünkenden Verstockten. P. Jensen

---

Superrevisionen

Es ist menschlich begreiflich, daß Uebertreibung im Lob den Widerspruch verschärft und ihm den Schein einer Berechtigung giebt, den er sonst nicht haben würde. Wir erleben alle Tage litterarische Superrevisionen, in denen der Ruhm verehrter Namen auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt wird. In der Hitze geht es dann meist nach dem Gesetz der Pendelschwingung ebenso weit unter den wirklichen Wert, als das Urteil vorher darüber stand. Diese Dinge, wie gesagt, sind recht begreiflich; aber schön oder erfreulich sind sie nicht.

Frenssens Freunde haben die Rückschwingung schon längst erwartet. Sie war ganz unvermeidlich geworden nach der geradezu sich überschlagenden Lobhudelei. Aber man sollte in solchen Fällen den Takt besitzen, sich klar zu machen, daß der Dichter unschuldig ist, daß für ihn solche Reduzierungen, auch wenn er sie selbst als berechtigt anerkennt, schon von selbst etwas unendlich Peinliches haben; man darf sie nicht noch unnötig verschärfen. Ich meine, man soll in solchen Fällen sich streng an die wirklich Schuldigen halten; man soll die Schmarotzer selbst fassen, die auf Kosten des Dichters Geschäfte machen.

Ich erkenne an, daß der Erste — soviel mir bekannt ist —, der die Rückschwingung eingeleitet hat, Wilhelm Gittermann im „Meinungsaustausch“ des Litterarischen Echo, sich ernsthaft bemüht, Frenssen nicht büßen zu lassen für den mit ihm getriebenen Kultus. Da er aber den Feind nicht fixiert, gerät ihm unwillkürlich Alles, was ihm das Getrommel dieses Jahres an berechtigter Bitterkeit eingegeben hat, zu einem — wie ich glaube unbewußten — Trieb, das Buch unter das Niveau seines wirklichen Wertes herunterzubringen.

Gittermann glaubt, die einzige kritische Stimme den Lobgesängen gegenüber zu sein. Nun, der Leserkreis der Christlichen Welt kennt Frenssen als bedeutenden und zukunftvollen Dichter bereits seit vier Jahren, der Jörn Uhl ist ihm als Fortschritt auf Frenssens Wege vor Jahresfrist, mehrere Monate vor Sonnenaufgang, sehr stark empfohlen worden. Der Leserkreis des Kunstwart kennt ihn auch schon von vor der Mode her. Ich bin mit dem Inhalt jener Besprechungen sehr wohl vertraut und kann nicht finden, daß sie irgendwie unkritisch waren oder die Bedeutung des Dichters im geringsten übertrieben haben. Die berechtigten Bedenken, die Gittermann geltend macht, sind hier z. B. schon vor vier Jahren erörtert und andere viel wichtigere dazu. Was allerdings Gittermann sagt, um zu rechtfertigen, daß ihm der Jörn Uhl „als Ganzes gerade heraus gesagt, einfach langweilig gewesen“ ist, kann man schwer begreifen. An diesem Eindruck ist einzig und allein der Leser schuld gewesen; es müßte denn sein, daß die Lobgesänge der Zeitungen ihm die Schuld abnehmen. Sie mögen ihm einen Nervenreiz versprochen haben. Und im Gegensatz dazu mag der wirkliche Eindruck dieser ruhigen und breiten Erzählung die Farbe der Langweiligkeit erhalten haben. Unter solchen Bedingungen und mit derselben Begründung, die Gittermann seinem Vorwurfe gegen den Jörn Uhl giebt (sein Held sei „durchaus nicht ein Mensch mit so feinverzweigten Irrgängen des Gedankens oder Gefühls, daß es erforderlich wäre, einen solchen Apparat aufzubieten, um ihn uns verständlich zu machen“), kann man Goethes Hermann und Dorothea viel schlagender der Langweiligkeit zeihen! Gerade der ruhige epische Charakter des Buches ist es, der die Frenssenmode Alles in Allem eben doch zu einer der am wenigsten unerfreulichen macht. Es war der Wille zur Gesundheit in ihr merkbar. — Ebenso ist der Vorwurf, der sich gegen die Fülle an eingestreuten Episoden richtet, ungerecht. Alle diese Episoden könnten, ohne Schaden für das Ganze, einfach herausgelöst werden — nur würde der reiche farbige Hintergrund von Volksleben genau um eben soviel dürftiger und farbloser sein, als man Episoden herausnimmt. Also doch nicht „ohne Schaden für das Ganze“! Aber unser Kritiker versteht unter dem „Ganzen“ die „Fortführung der Fabel“ und die „Entwicklung der Charaktere“; da hat er eben einen falschen Begriff von der epischen Prosadichtung. Dafür kann Frenssen Nichts. Man mag im Einzelnen über die Episoden streiten; aber solche Generalabweisungen aus abstrakten Gründen sind unzulässig. — Noch mehr sind es die Schimpfereien über die Kasernengeschichten: „gräßliche Breite . . . unbedeutendste und uninteressanteste Füllsel . . . alberne Geschichte. — Bodenlos dürftig und witzlos . . . flaue Späße verzapfen . . . abgestandene Schwänke . . . mit wenig Witz und viel Behagen breitgetretene Possenreißerei“ — das ist Nichts! Richtig dagegen ist, daß Frenssen es nicht immer versteht, ganz in der Geschichte aufgehen zu lassen. Seine Leute predigen in der That noch zu viel. Ebenso richtig ist, daß Frenssens Personen nie so reden, wie sie im wirklichen Leben reden könnten, und daß Frenssen überhaupt — nicht nur in diesen, sondern auch in anderen Beziehungen — kein moderner Romancier ist. Dies alles ist den Lesern der Christlichen Welt bereits seit vier Jahren bekannt, was hier nicht erwähnt wird, um Gittermann einen Vorwurf daraus zu machen, daß er es nicht weiß, sondern um zu begründen, daß wir von der Christlichen Welt und vom Kunstwart, die wir uns lange vor der Frenssenmode über Frenssen verständigt hatten und die Mode selbst nicht mitzumachen brauchten, andrerseits auch keine Veranlassung haben, nun die Mode zu modern beginnt, von unserm günstigen Urteil über diesen Dichter irgend Etwas zurückzunehmen. Und das um so weniger, als unsre Kritik zwar nirgends übelwollend gewesen ist, wie die Gittermanns in ihrem Effekt schließlich doch geraten ist, dafür aber sehr viel umfassender.

Nur ein Moment muß nachgeholt werden, das damals nicht erwähnt zu werden brauchte, das aber jetzt nach dem Getrommel berührt werden muß, und das Gittermann nicht bemerkt hat. Das Buch ist nicht völlig so einheitlich und original, als es zunächst erscheint. Das liegt freilich an den Episoden, aber nicht daran, daß sie „überflüssig“ sind, sondern daran, daß sie zum großen Teil Lernproben sind, nicht völlig in Art und Charakter des Dichters eingeschmolzen. Da ist ein Liliencron — die Schlacht bei Gravelotte; da ist ein Dickens — Thieß Thießen in Hamburg; da ist ein Keller — die Geschichte von der Sanddüne u. s. f. Also, wir haben die Schwächen Frenssens gesehen und sehen sie noch; trotzdem empfehlen wir den Jörn Uhl mit Freuden weiter und sehen dem ferneren Schaffen des Dichters mit völlig unverändertem Interesse entgegen: möchte ihm die Trommel nicht geschadet haben.

Wenn nun übrigens Gittermann mit einiger Bitterkeit darauf hinweist, daß während Jörn Uhl in neun Monaten das sechzigste Tausend — inzwischen sind es Hunderttausend! — erlebt, ein Buch wie der Ursleu der Ricarda Huch mit Mühe in neun Jahren die dritte Auflage erreicht, so kann ich das nachfühlen — und vermutlich auch Frenssen. Ich kenne die Verfasserin des Ursleu durch die Geschichten „aus der Triumphgasse“. Sie haben auch mich sehr stark ergriffen und es ist mir eine große Freude gewesen, daß sowohl die Christliche Welt als neuerdings auch der Kunstwart mit Energie auf sie hingewiesen haben. Ich bewundere, wie es diese Dichterin versteht, das Alltagsleben kleiner Leute in einer Art zu schildern, die nichts von der Aermlichkeit und der Tragik dieser Schicksale abläßt und doch Alles mit einer Teilnahme und einer Liebe umgiebt, durchdringt und versteht, daß es wie in Glut und Schönheit ganz eingetaucht erscheint.

* * *

Ich könnte schließen. Indessen nachdem ich diesem neuesten Frenssenkritiker mancherlei Unangenehmes gesagt habe, fühle

ich mich schuldig, auch die Behauptung näher zu belegen, die ich zu Anfang aufstellte, man müsse anerkennen, daß die Reduzierung der Bedeutung Frenssens auf ein verständigeres Maß leider ein Akt der Gerechtigkeit geworden sei, ja daß einige Auswüchse der Frenssenmode geradezu erbitternd wirken können.

Vor mir liegt ein Heft von vierzig groß und breitbedruckten Seiten. Dritthalb von den vierzig Seiten sind ganz leer, eine trägt den Titel, zwei die drei Bilder, zwölf enthalten Abdrucke: bleiben zweiundzwanzig und ein halb Seiten Originaltext, das heißt etwa acht Spalten oder vier Seiten Christliche Welt. Davon bilden etwas über drei Spalten den eigentlichen Text, das viel abgedruckte Interview, dritthalb Spalten einleitendes, dritthalb ausleitendes Gerede, und das alles vierte Auflage! Diesen Erfolg hätte Gittermann mit dem des Ursleu vergleichen sollen.

Ich muß über das Machwerk genauer berichten, obwohl ich sehr wohl weiß, daß es davon nur Vorteil hat. Aber es ist geradezu ein Kabinetstück eines Stiles, der uns nahe angeht, weil er in besonderem Sinne für deutsch-christlich gilt, auch stark pastoralen Ursprungs ist. Um der Neugier möglichst vorzubeugen, will ich sagen, daß wer das Interview in irgend einer Zeitung gelesen hat, alles Wichtige gelesen hat; was vor- und nachher steht, hat nicht einmal den Wert, charakteristisch für diesen biderben Biederkeitstil zu sein; es ist einfach Gewäsch. Aber das Interview ist lehrreich.

Da ist ein gut Stück von diesem mit Natürlichkeit kokettierenden Dorfton, der Bauernsprache sein soll und den echten Bauern als „Anulkung" berührt; er fühlt, mit Recht! sich nicht ernst genommen; da ist ein Stück Pastorendeutsch, so etwas Triefendes, Leutseliges, man schlägt den Partner auf die Schulter, erhebt die Stimme höher als man sonst spricht und fängt mit „Na" an, dann geht man im Vollgefühl seiner Volkstümlichkeit weiter; da ist ein großes Stück innerliches Schluchzen, man möchte so gern, man ist so bereit, und man kann nicht, aber man hat doch so viel guten Willen, und so brave und so deutsche Tendenzen — da gluckst man vor Rührung über sich selbst; und schließlich allgemeiner Begeisterungston, man gerät ganz allgemein außer sich, ach Gott ja, der Bauer, diese Urkraft, o je o je . . . Genug! was vielleicht im Frenssenschen Buch von Frenssens Beruf her mitunter leise als nicht ganz überwundener Erdenrest, als von der dichterischen Gewalt nicht ganz umgewandelter Gesinnungsstoff sich meldet, das hat hier erwärmt. Diese Schmarotzer nisten und nisten in dem, was nicht die Stärke ihres Dichters ist.

Und Alles verklären sie gleichmäßig mit Begeisterung, Großes und besonders Kleines zu Kleinliches, Bemerkenswertes und besonders Gleichgiltiges zu Geschmackloses; kein Wort, das der Interviewer gehört hat, das er nicht in eine fette Sauce von Rührung und Innig-Sinnig taucht.

So wird denn Frenssens sehr verständlicher Wunsch, den er freilich mit jedem Romanschriftsteller teilt, daß nämlich sein Buch recht viel gekauft werden möchte, zu einer „Antwort an den Versucher, der auch bei Frenssen nicht fern blieb". Selbst der sehr zweifelhafte Geschmack, der, nach der Schilderung dieses Besuchers zu urteilen, in der Stube Frenssens zu herrschen scheint — „ein paar Bilder aus Zeitschriften, für die Frenssen zuerst schrieb" hängen an seinen Wänden — wird gefeiert: „Ach, dieser Dichter hat keine Sezessionsmöbel und abgetönte Zimmereinrichtung nötig, um in die richtige Stimmung zu kommen." Daß der Dichter vom Naturalismus Nichts gelernt hat, mag man notieren: — ach, dieser Kritiker hat keine wirklichen Vorzüge seines Dichters nötig, um in die richtige Stimmung zu kommen dem bedauernswerten Opfer seiner Dithyramben gegenüber: dennoch hat der Dichter dem sogenannten Naturalismus keinerlei Zugeständnisse gemacht. Dieser Dichter braucht solche Mittel und Mittelchen nicht. Man kann notieren, daß Frenssens Psychologie so einfach ist, wie es seine Probleme sind, man darf auch wissen und darauf hinweisen, daß es möglich ist trotz schwacher ja fehlerhafter Psychologie ein großer Dichter zu sein, sogut wie Böcklin und Thoma uns bewiesen haben, daß man trotz mangelhafter Beherrschung der Anatomie ein großer Maler und sogar Zeichner sein kann. Ach dieser Kritiker kann es nicht erwähnen, ohne das, was anders ist, zu beschimpfen: „Die ausgeklügelte Sezier- und Problem-Litteratur, mit der uns eine sogenannte Moderne seit fast zwei Jahrzehnten füttert." Solchem Gerede gegenüber wird es verständlich, daß man wie Gittermann umgekehrt das Unter den Tisch fallen Lassen aller Errungenschaften des Naturalismus als „Rückfall in eine überwundene Litteraturperiode" beurteilen kann. Denn wenn man die Stellung zum Naturalismus überhaupt so wichtig nimmt, sie zur Bewertung einer Dichtung zu verwenden, so kann jedenfalls davon keine Rede sein, sie Frenssen als Lob anzurechnen.

Die allgemeine Begeisterung bringt nun — wie das bei dieser Sorte Schriftstellerei aus zweiter Hand natürlich ist — nicht nur die Schwächen, Fehler, ja Geschmacklosigkeiten in bengalisches Licht, sondern schlechthin Alles. Die Frau Pastor bekommt „Wangen", bloß damit der taktvolle Besucher berichten kann, daß ihr Mann sie gestreichelt hat. Dieser selbst, der „Dichtersohn", bekommt „Schläfe", damit sein Vater erleben kann, daß das deutsche Volk sie mit einem frischen Lorbeerzweig schmückt. Ja der Glanz erstreckt sich bis auf den Bummelzug: „Gottlob es war kein Schnellzug, sondern eine geruhige Klingelbahn", und nicht zuletzt auf den Herrn Verfasser selbst, der sich auf die Plattform des Eisenbahnwagens „trotzig gestellt" hat, und alsbald beginnt, Frenssens Vater, den er zuerst trifft und der ihm den Gefallen thut, sein Plattdütsch zu bemerken, dem Publikum gegenüber zu protegieren: „Ja, du braver, alter Tischlermeister von Barlt, du hast recht . . ." Infolgedessen rührt ihn der Umstand, daß der Mann seinen Hühnern soviel Futter giebt als zum Eierlegen gut ist, so heftig, daß er eine Vision von fliegenden Hühnern bekommt — gewöhnlichen Menschen ist gerade der gestreckte Laufschritt mit Flattern gemischt für Hühner charakteristisch, die zum Futter eilen. Aber charakteristisch ist hier überhaupt Nichts außer der ganzen Art, wie diese Leute die Dinge sehen. Die ist charakteristisch für diesen gönnerischen Tonfall des frisch gebliebenen Großpapas. In der Litteratur wird dieser mit dem „Volke" kokettierende Ton bereits von einer ganzen Schule vertreten, und sein Einfluß geht weit darüber hinaus.

Natürlich können die, welche ihn für besonders deutsch halten, mit der Faselei nicht mehr Halt machen, selbst wenn sie so ungewöhnlich deplaziert erscheint, wie in einer Bewunderungsschrift; doch muß allerdings mehr die arme, herzlich bedauernswerte Frau darunter leiden:

„Länger als eine halbe Stunde schreibe ich selten in einer Tour", sagte der Dichter, „dann muß ich erst mal im Zimmer auf und abgehen." „Ach, er kommt dann immer in die Küche, was er da wohl will!" meinte die junge Frau, und wir alle drei lachten. Aber, das will ich Ihnen sagen, kluge Pfarrfrau von Hemme. Ihre Augen sind es, die Ihr Dichter sieht, wenn er zu Ihnen in die Küche kommt.

Hat denn Frenssen kein Rattengift für solche Besucher — und Versucher?

Bonus

Mit Gunst!

So begrüßten einander vor Zeiten Handwerksmeister und Handwerksgesellen. Es war damals, als die Zünfte noch galten. Was die Zünfte wollten, das sprach dieser Gruß aus. Sie wollten nicht den freien Wettbewerb, die Konkurrenz. Sie wollten Jedem seinen festen Platz anweisen, an dem er seine Arbeit und sein Brot hätte. Sie wollten Jeden zufrieden stellen, daß Keiner begehrlich auf den Andern blickte. Keine Mißgunst sollte herrschen unter den Berufsgenossen. Gegenseitige Gunst sollte Herz und Leben durchwalten.

Es ist kein Zweifel, daß es bei solcher Ordnung den Menschen leichter wurde, das neunte und zehnte Gebot zu halten. Wenigstens war das Erwerbsleben der Begehrlichkeit entnommen. Und man konnte hier wahrnehmen, daß viele Sünde aus der Welt zu schaffen ist, wenn man die Ursache zur Sünde beseitigt. Aber es kam die Zeit, daß die Mißgunst doch eindrang. Die Städte wurden größer, und mancher Geselle hätte noch als Meister sein Brot gefunden. Doch die

ansässigen Meister wollten keinen neuen Konkurrenten; sie wollten die Kunden für sich behalten. Da fingen die Gesellen an, mißgünstig und erbittert auf die Meister und auf die ganze Zunft zu blicken. Und wenn sie die Meister grüßten „Mit Gunst“, so war im Herzen solche Gunst nicht mehr vorhanden.

Die Gunst war die Grundlage der Zunft gewesen. Als die Gunst wich, mußte das Gebäude fallen, das darauf stand. Die Zunft ging zu Grunde.

Es kam die Zeit der Gewerbefreiheit. An die Stelle der Gunst ist die Konkurrenz getreten. Mann und Frau müssen sich selbst den Platz suchen und erkämpfen, auf dem sie ihr Brot finden. Nur Wenige finden ihren Platz schon bei der Geburt vor. Und diese müssen ihn hernach im harten Erwerbskampfe behaupten. Ein unruhiger Wettbewerb um Arbeit und Verdienst hat die Menschen ergriffen. Wer nicht mit strebt, bleibt zurück. Nur der Rührige hat Erfolg. Und wer am dreistesten die Andern bei Seite schiebt, kommt am raschesten zum Wohlstand. Wer den Andern am wenigsten gönnt, erreicht das Meiste. Die Mißgunst und die Unzufriedenheit sind die stärksten Triebfedern des heutigen Erwerbslebens.

Es ist jetzt fast Alles feil; und fast Alles hat seinen Preis. Wer nur genug bietet, kann erlangen, was er will. Und wer am wenigsten fordert, bringt seine Ware an den Mann. Dem Naboth ging es an die Seele, als Ahab seinen Weinberg begehrte. Und noch unsre Alten hätten sich beleidigt gefühlt, wenn Jemand um ihr Erbgut oder um ein altes Erbstück mit ihnen hätte handeln wollen. Heute giebts nicht gar Viele mehr, die mit ganzem Herzen an ihrem Eigenen hängen. Man kann fast um Alles anfragen, und es wird nicht übel genommen. Nur das würde verdrießen, wenn das Gebot zu niedrig wäre.

Der freieste Wettbewerb ist heute in Geltung und Brauch. Auch ein frommer Kaufmann aus Gnadenfrei schickt ohne Gewissensbedenken seine Preislisten an Jedermann. Ob er Andern damit ihre Kunden abspenstig macht, kümmert ihn nicht. Denn die Andern machen es ebenso. In den erbaulichsten Sonntagsblättern werden hohe Löhne für Dienstboten ausgeschrieben; und weder der Einsender noch der Herausgeber fragt darnach, ob dadurch Dienstboten ihren bisherigen Herrschaften abgelockt werden. Als unrecht und unlauter gilt nur der Wettbewerb, der mit Lüge und Betrug umgeht. Sonst sind ihm weder durch das Gesetz noch durch das Volksgewissen Schranken gezogen. Nur wer grade durch den Wettbewerb eines Andern geschädigt wird, ärgert sich darüber. Er würde aber ebenso gern die Andern schädigen, wenn er könnte.

Unter solchen Umständen ist es heutzutage außerordentlich schwer, das neunte und zehnte Gebot zu predigen. Das Wort „Du sollst nicht begehren“ findet im Herzen und Gewissen des Volkes nicht mehr den rechten Widerhall. Denn große Teile unsers Volkes sind darauf angewiesen, von der Konkurrenz zu leben. Und zumal wer erst in das Erwerbsleben eintritt, wer sich eine eigene Existenz zu schaffen sucht, kann meist nur auf die Weise zum Ziel kommen, daß er Andern einen Teil ihrer Kundschaft, ihrer Arbeitskräfte, ihres Verdienstes abjagt. Die heutige Lebensordnung, in der nicht mehr Jedem von vornherein sein Platz angewiesen ist, zwingt die Menschen, das zu thun, was im neunten und zehnten Gebot verboten ist.

Was ist da zu machen? Eine Predigt, wozu das Volksgewissen nicht mehr Ja sagt, ist ohne Kraft und Erfolg. Sollen wir denn sagen, jene Gebote seien veraltet? Wer möchte das leichthin über das Herz bringen? Was aus Gottes Geist kommt, muß wahr bleiben. Und ist etwa heute die Gunst nicht mehr gut? Was ist besser: daß die Menschen einander das Gute gönnen? oder daß sie sich gegenseitig beneiden und erbittern? Wo die Mißgunst herrscht, kann die Einigkeit im Geiste nicht bestehen. Und ohne diese Einigkeit giebt es kein Christentum. Auch das Volksleben wird durch die Mißgunst zerrüttet.

Die Gunst muß bleiben und muß weiter gepredigt werden. Aber die Predigt muß mehr nach der andren Seite gehen. Bisher hieß es: Gönnt den Menschen das, was sie besitzen. Diese Predigt kam nur denen zu gute, die im Besitz waren. Und sie forderte Selbstverleugnung nur von denen, die noch Nichts hatten. Sollten wirs nicht einmal umkehren und sagen: Gönnt den Menschen Etwas, die noch Nichts haben? Warum soll denn nur der neu anfangende Handwerker den alten ansässigen die Kundschaft gönnen? Können denn nicht die alten auch einmal mit der Gunst den Anfang machen? Muß es das Christentum denn immer mit denen halten, die schon besitzen? Ist es nicht auch für diejenigen da, die erst erwerben wollen? Liegt Gott die Gunst der Besitzlosen mehr am Herzen als die der Besitzenden? — Rührt euch beide, die ihr schon im Besitz seid und die ihr eben anfangt zu erwerben. Thuts mit Fleiß, Treue und Redlichkeit. Seht zu, wem Gott den größten Erfolg giebt; und gönnt einander den göttlichen Segen. Schließt Wettbewerb und Gunst zusammen zum schönen Verein. Dies ist die Predigt, wie sie heutzutage nötig ist. Ob sie freilich viel helfen wird, steht dahin. Denn die da haben, lassen an ihrem Besitzrecht nicht gerne rütteln. Und es ist möglich, daß wir erst wieder eine neue Lebensordnung suchen müssen, in der es leichter ist, Gunst zu üben, als jetzt. Die Ansätze dazu zeigen sich bereits an vielen Stellen. Die Fabrikanten vereinigen sich und verteilen den Absatz unter einander, so daß die Konkurrenz ein Ende hat. Die Verkaufsgenossenschaften gehen in derselben Richtung. In den Konsumvereinen beteiligen sich Alle am Gewinn, und kein Kaufmann braucht den andern um seinen Gewinn zu beneiden. Die Arbeitsnachweise sorgen dafür, daß jeder Arbeiter Arbeit findet und jeder Arbeitgeber Arbeitskräfte. Die Arbeitergewerkschaften regeln den Arbeitskontrakt gemeinsam, so daß kein Arbeiter den andern zu unterbieten braucht. Das Alles ist erst noch im Werden und noch nicht vollkommen. Aber es zeigt uns schon die Zukunft, der wir etwa entgegen steuern. Der wilde Wettbewerb der einzelnen Berufsgenossen wird aufhören. In seiner Berufsgemeinschaft wird Jeder leichter als bisher seinen Wirkungskreis und sein Brot finden. Neid und Mißgunst wird es freilich geben, so lange es Menschen giebt; aber es wird Keiner mehr sagen können, daß er von der Mißgunst leben müßte. Mit größerer Freudigkeit und Kraft wird wieder gepredigt werden: „Du sollst nicht begehren!“ Und in aufrichtiger Freundlichkeit wird Einer den Andern grüßen können: „Mit Gunst!“

Gustav Habermann

Verschiedenes

Zur konfessionellen Lage. Das wichtigste Ereignis der letzten Wochen war die Errichtung einer katholischen theologischen Fakultät an der Universität Straßburg. Wenn der neue Zolltarif längst nicht mehr gelten und seine politischen Folgen überwunden sein werden, wird diese Anstalt fortbestehn und ihre stetige Wirkung ausüben. Wir haben in unserm Jahrgang 1900 Nr. 6 und 10 das Für und Wider der Gründung von berufenen Männern vertreten lassen; daß sie Thatsache werden würde, daran haben wir nicht gezweifelt. Einmal entspricht jede Erweiterung des römisch-katholischen Gebiets der heutigen politischen Lage im Reich. Sodann kommen gewisse Erwägungen der Billigkeit und der Klugheit jener Einrichtung zu gute, denen auch der einsichtige Protestant sich nicht entziehen kann. Aber die allgemeinen Vorfragen treten jetzt hinter dem Faktum der Gründung zurück: man interessiert sich jetzt vor allem für das Wie ihres Zustandekommens. Es lohnt, auch an diesem Orte den Wortlaut des Abkommens zwischen Rom und Berlin wiederzugeben, wie ihn zuerst der Osservatore Romano veröffentlicht hat (Köln. Volksz. 1133):

„Art. 1. Die wissenschaftliche Ausbildung wird den angehenden Klerikern der Diözese Straßburg durch eine katholisch-theologische Fakultät erteilt, welche an der Straßburger Universität errichtet wird. Daneben wird das große bischöfliche Seminar fortbestehen und seine Thätigkeit für die praktische Erziehung der genannten Kleriker fortsetzen. Dieselben erhalten dort den zur Ausübung der priesterlichen Funktionen notwendigen Unterricht.

„Art. 2. Die Fakultät wird . . . Disziplinen umfassen: . . .

„Art. 3. Die Ernennung der Professoren erfolgt nach dem vorherigen Einvernehmen mit dem Bischofe; vor dem Antritt ihres Amtes haben die Professoren nach den Formen und Regeln der Kirche das Glaubensbekenntnis in die Hände des Dekans abzulegen.

„Art. 4. Das Verhältnis der Fakultät und ihrer Mitglieder zur Kirche und den kirchlichen Organen richtet sich nach den für die theologischen Fakultäten von Bonn und Breslau festgesetzten Bestimmungen.

„Art. 5. Wird von der kirchlichen Autorität der Be-

weis geliefert, daß ein Professor, sei es wegen mangelnder Rechtgläubigkeit, sei es wegen schwerer Verstöße gegen die Regeln des priesterlichen Wandels, als unfähig angesehen werden muß sein Lehramt fortzusetzen, so wird die Regierung ohne Verzug für einen Ersatz Sorge tragen und geeignete Maßnahmen treffen, daß ein solcher Professor an den Geschäften der Fakultät nicht mehr teilnimmt."

Bedenkt man, daß Straßburg, 1872 neu gegründet, die modernste unter unsern deutschen Universitäten ist, so erkennt man leicht, welch sonderbare nnd schwierige Aufgabe ihr gestellt ist, den Anachronismus dieser Neubildung zu verarbeiten. Denn man mag das Schlagwort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, näher der Universitätswissenschaften, mit allerlei feinem kritischem Vorbehalt bedenken: es ist doch ein ungeheurer Unterschied zwischen den persönlichen, schulmäßigen, staatlichen, sittlichen und religiösen „Voraussetzungen", die sonst den Betrieb der wissenschaftlichen Arbeit begleiten, und zwischen der brutalen Macht einer ungeheuren Voraussetzung, wie sie als Grundlage der neuen Straßburger Fakultät vom Staate offen anerkannt wird. Man kann nicht umhin, diese Form seiner Zugeständnisse strenger zu beurteilen als seine fortgesetzte Duldung der altbestehenden katholischen Fakultäten sonst. Das jüngste Glied der Straßburger Universität ist durch dieses Abkommen gleich bei seiner Bildung nur zu sehr als ein Fremdkörper im Organismus der modernen Universität gekennzeichnet, und man darf gespannt sein, wie der Kampf der wissenschaftlichen mit der kirchlich approbierten Arbeit, ein Kampf der Autoritäten und der Methoden, gerade in Straßburg sich künftig abspielen wird.

Eine moralische Pflicht hat der Staat jedenfalls zugleich mit der Gründung dieses katholischen Instituts übernommen: die Erhaltung einer starken, leistungsfähigen und einhelligen evangelischen theologischen Fakultät an derselben Hochschule. Die evangelische Theologie ist seit 1872 in Straßburg in ausgezeichneter und charakteristischer Weise vertreten gewesen; die segensreiche Wirksamkeit der Fakultät liegt klar vor Augen für Jeden, der sehen will: wird der Staat das Seine thun, daß das so bleibt?

Und Einen Vorteil sollten wir durchs ganze evangelische Deutschland hin von dem Wortlaut jenes deutsch-römischen Abkommens haben. Der Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Theologie, katholischer und protestantischer Fakultät sollte Jedermann zu Herzen gehen. Möchten die Freunde der Professorenanträge in den Synoden den Vertrag gründlich auf sich wirken lassen und jeder Adaptierung der darin vertretenen Grundsätze an protestantische Wissenschaft entsagen! — In solcher Erwartung haben wir mit Schmerzen den Artikel über „konfessionelle Parität in der Straßburger Fakultätsaffäre" in Nr. 302 des Reichsboten gelesen. Echt protestantisch war da zunächst die Kritik des Artikels 5 des Vertrags. Mit Beziehung auf das letzte Votum des Bischofs Keppler von Rottenburg über den Reformkatholizismus heißt es: „Und auf den Wink solcher Männer werden in Zukunft deutsche Universitätsprofessoren einfach zu den Toten geworfen. Auf die Erklärung des Bischofs hin hat die Regierung alsbald für einen Ersatzmann zu sorgen ... und der Staat muß sie an der Ausübung ihres Lehramtes hindern." Man erwartet die Fortsetzung: Gott Lob, da stehen unsre Theologen in den evangelischen Fakultäten anders; frei und durch keine äußere Autorität bedroht, walten sie ihres hehren Amtes. Statt dessen fährt der Reichsbote fort: „In der evangelischen Kirche aber mögen Oberkirchenrat und Konsistorien, Provinzial- und Generalsynoden über die Untergrabung des kirchlichen Bekenntnisses und über grundstürzende Irrlehren ganzer theologischer Richtungen klagen, die gesamte evangelische Kirche wiegt nicht eine einzige Bischofsmütze auf." Ja, soll sie denn das? „Von Parität kann da in keiner Weise die Rede sein." Ja, will man denn diese Parität? Kann wirklich irgendwelchem protestantischen Organ die Sehnsucht ankommen angesichts des römisch-deutschen Abkommens über die katholische Fakultät Straßburg: „was dieser römischen Kirche recht ist, das ist unsrer evangelischen Kirche billig"? Wem hier nicht die Augen aufgehn über die grundverschiedne Stellung der beiden Konfessionen zur Wissenschaft, der ist nicht mehr ernst zu nehmen. Und in diesem Sinne erhoffen wir trotz diesem Reichsbotenartikel von der Gründung der katholischen Fakultät Straßburg eine reinigende Wirkung auf das Unterscheidungsvermögen weiter Kreise in unsrer evangelischen Kirche. R

Kleine Mitteilungen. Quittung folgt in nächster Nummer. — Einem Teil der heutigen Auflage, dem durch den Buchhandel versandten, liegt ein Prospekt von W. Schäfer in Schkeuditz-Leipzig bei, der mit Nr. 51 v. J. durch ein Versehen nur unsern Postabonnenten zuging; wir bitten deshalb um besondere Beachtung der Beilage. — Einbanddecken von 1902 und 1903, sowie allen früheren Jahrgängen, sind wie bisher für je 1.60 Mk. und 30 Pf. Porto direkt vom Verlag oder für je 1.60 Mk. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 6. Januar 5 Uhr Rosenau: Ursprung und Wesen der protestantischen Theologie.

Hannover. Mittwoch 7. Januar 5 Uhr bei Wachsning Schillerstr. 25: Die religiöse Entwickelung als Konsequenz des naturwissenschaftlichen Fortschritts.

Lydia Eggert
Dr. Fritz Vahldieck, Pfarrer
Verlobte
Magdeburg — Ermstedt-Gottstedt bei Erfurt
Weihnachten 1902

Die glückliche Geburt eines kräftigen Knaben beehren sich anzuzeigen
Professor Dr. Otto Ritschl
und Frau Eveline, geb. Dieterichs
Bonn, 27. Dezember 1902

In dem Pastorat eines Ostseebades liegt die Hausfrau an einem langwierigen Herzleiden danieder Sollte nicht eine gebildete junge Dame sich finden, die bereit wäre, ohne Gehalt, nur gegen freie Station und Reisevergütung oder auch event. ein kleines Taschengeld, die Aufsicht über das Hauswesen, die Dienstmädchen und Kinder womöglich vom 1. Februar nächsten Jahres an zu übernehmen? Freundliche Anerbieten werden unter L T an den Verlag der Christlichen Welt erbeten.

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf
I. Ev. Töchterheime, wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. Ev. Lehrerinnenseminar mit Internat
III. Heilerziehungsheim, Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. Krampfkrankenheim Weisses Haus für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. Sanatorium Heimathaus für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Aerztl. Leitung Dr. med. Burmester
Anfrag. u. Prosp. fr. nur d. Alfred Smith

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.- an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Bücher liefern u. kaufen: Angebote sofort. Katalog gratis. Krüger & Co. Leipzig

Ronnefeldt's Thee
aromatisch und preiswerth, allgemein beliebt.
Proben der 4 Hauptsorten Mk. 1.—. Sendungen v. Mk. 10 francs.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit — Stuttgart — Mit Aktiengarantie
Gesamtreserven über 27 Millionen Mark
Gesamtversicherungsstand: 480 000 Versicherungen über 2 930 000 Personen. Monatlicher Zugang über 7000 Mitglieder.
Der Stuttgarter Verein gewährt
zu billigen Prämien u. günstigen Bedingungen die für alle Lebens- und Berufsverhältnisse unentbehrliche
Haftpflicht-Versicherung
Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts
Mitarbeiter aus allen Ständen
angenommen und bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.
Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Ein Leib sind wir in Christo

Evangelische Allianz

Programm der Gebetswoche

Sonntag, den 4. Januar. (Predigttexte:) „Ach daß Du den Himmel zerrissest, und führest herab, daß die Berge vor Dir zerflössen, wie ein heißes Wasser vom heftigen Feuer versiedet; daß Dein Name kund würde unter Deinen Feinden und die Heiden vor Dir zittern müßten.“ Jesaias 64, 1 f. — „Willst Du uns denn nicht wieder erquicken, daß sich Dein Volk über Dich freuen möge?“ Psalm 85, 7.

Montag, den 5. Januar: Die streitende Kirche. Preis und Dank für ihre Entstehung und Gestaltung, ihre Vorrechte und Gaben, ihre bisherigen Erfolge, durch die Gott sich zu ihrer Evangelisationsarbeit bekannt hat, ihre Gelegenheiten und herrliche Zukunft und für alle zeitlichen und geistlichen Segnungen. Gebet, daß ihre Liebe wachsen möge, wie auch ihre geistliche Weisheit und Erkenntnis, daß sie mehr Kraft von oben anziehe, mehr Einfluß ausübe, und daß ihr Zeugnis auf der ganzen Erde wirksamer werde. Gebet für das Volk der Juden. — Apostg. 20, 28—35; Eph. 2, 19—22; 5, 17—31; Hebr. 12, 18—29; Röm. 10, 1—13.

Dienstag, den 6. Januar: Aeußere Mission. Gebet, daß die Kirche sich ihrer Verantwortlichkeit den großen Massen der Menschheit gegenüber, die noch nicht evangelisiert sind, ernstlicher bewußt werde; daß Alles, was in heidnischen und mohammedanischen Ländern gethan wird, von Gott zu Seiner Ehre je mehr und mehr geheiligt und überschwenglich von der Kraft des Heiligen Geistes zur Ueberführung und Bekehrung von Seelen begleitet werde; daß alle Arbeiter auf dem Missionsfelde bewahrt, ausgerüstet und mit dem Geist erfüllt werden möchten, damit sie Gefäße seien dem Hausherrn zu Ehren; daß alle bisher von dem Segen des Evangeliums unberührt gebliebenen Distrikte und Bevölkerungen bald erreicht und mit dem Lichte des Evangeliums erleuchtet werden. — Matth. 28, 16—20; Mark. 16, 14—20; Apostg. 10, 9—20; 26, 14—18; Röm. 15, 8—19; 2. Kor. 10, 12—18.

Mittwoch, den 7. Januar: Die innere Mission und die Evangelisationsarbeit in den Kolonieen und auswärtigen Niederlassungen aller Nationen. Bitte, daß die Kraft des heiligen Gotteswortes und der Einfluß des christlichen Lebens und Charakters recht vergrößert werde. Gebet für die Landbevölkerung und für alle Institute, deren Zweck es ist, die gefallenen und versunkenen Volksmassen zu retten und zu heben; für die Enthaltsamkeitsvereine und für philanthropische Werke im allgemeinen; Gebet für alle europäischen Besitzungen im Auslande, daß sie alle eine gewaltige Ausgießung des Geistes Gottes und ein gesegnetes Wiederaufblühen der Missionszentren, wo solche aufgehalten worden sind, erleben möchten; daß die vielen Auswanderer aus christlichen Ländern auf ihren neuen Niederlassungen mit den Gnadenmitteln versorgt und heimgesucht werden möchten von göttlicher Güte und göttlichem Licht. — 2. Chron. 30, 1—12; Ps. 19; Eph. 4, 7—24; Phil. 1, 8—20; Offenb. 3, 1—13.

Donnerstag, den 8. Januar: Die Arbeit an der Jugend; Familien und Schulen. Gebet, daß die jungen Christen bewahrt werden möchten vor den Verlockungen der Welt und den Irrtümern modernen Denkens, daß sie stark gemacht werden, freudig und eifrig in dem Dienste Christi, „daß unsere Söhne aufwachsen in ihrer Jugend wie die Pflanzen, und unsere Töchter seien wie die ausgehauenen Erker, da man Paläste mit ziert“; daß die Familien in der Pflege und in der Vermahnung des Herrn erzogen werden; daß die Familienandacht mehr verbreitet und durchgeführt werde; daß Gehorsam gegen die Eltern, Familieneintracht und Liebe mehr und mehr offenbar werde. Daß alle höheren Schulen und Volksschulen für göttliche Einflüsse offen seien und von ihnen geleitet werden; daß die Lehrer mehr aus dem Worte Gottes gelehrt und unter Seinen Einfluß gebracht werden; daß die Sonntagsschulen und Bibelstunden und deren Leiter dem Evangelium Christi treu bleiben und dazu dienen, Viele aus dem aufwachsenden Geschlecht zum Heil zu führen. — Richt. 13, 8—14; Ps. 144, 9—15; Sprüche 2, 1—9; 4, 1—19; Matth. 18, 1—14; 2. Tim. 2, 1—9. 22—28.

Freitag, den 9. Januar: Die Völker und ihre Herrscher. Gebet, daß Friede und Wohlwollen unter allen Regierungen vorherrschen möge; daß alle Volksvertreter und Volksversammlungen sich leiten und führen lassen möchten, solche Wege einzuschlagen und zu fördern, die allen Unterthanen Religionsfreiheit sichern und das soziale und sittliche Wohlbefinden der Menschheit fördern. Daß die Herrscher in wahrhaftiger Gottesfurcht regieren und alle Leute von hoher Stellung und hohem Ansehen ihren Einfluß ausüben möchten zu Gunsten der Gerechtigkeit, welche ein Volk erhöht. Daß in allen Landen die Hindernisse zur Ausbreitung des Evangeliums beseitigt werden möchten. — Ps. 9; 138; Dan. 2, 44—49; 5, 17—29; Apostg. 9, 10—16; 1. Tim. 2, 1—8; Offenb. 11, 15.

Sonnabend, den 10. Januar: Für den Dienst am Evangelium, für alle Geistlichen, Lehrer und Evangelisten. Gebet um Segen des Allmächtigen auf alle Judenmissionen in allen Ländern. Bitte, daß die Diener Christi, die ausgesondert sind zum Dienst am Evangelium, voll von der Kraft des Geistes des Herrn werden möchten, damit durch sie die Predigt des Evangeliums bekannt wird; daß alle Arbeiter im Werk der Evangelisation weise gemacht werden, Seelen zu gewinnen; daß alle Mittel, die dazu dienen sollen, das Evangelium den Sorglosen und Gleichgültigen zu bringen, von Gott geleitet und geheiligt werden möchten. Daß alle Anstrengungen, die Zerstreuten aus Israel zu lehren und sie zum wahren Messias zu führen, zunehmen und mit Erfolg gekrönt werden möchten, und daß der Plan Gottes, den Samen Abrahams betreffend, eilends ausgeführt und die Wiederkunft des Herrn beschleunigt werde. — 2. Chron. 29, 1—11. 30—36; Mal. 2, 1—7; Apostg. 12, 5—17; 13, 1—3; Röm. 15, 29—33; 2. Kor. 1, 8—12; Jes. 59, 20; 60, 1—10; Jer. 23, 3—8; Hebr. 8, 10—13.

Sonntag, den 11. Januar. (Predigttexte:) „Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will Ich hören.“ Jes. 65, 24. — „Es ist aber nahe kommen das Ende aller Dinge. So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet.“ 1. Petri 4, 7, 8.

Neueste Erscheinungen
aus dem
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Julius Richter. (Erscheint seit 1895.) Jahrgang 1902. Kplt. brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M. Probeheft gratis.

„Die neue Missionszeitschrift ist gut redigiert, sie umspannt das ganze Gebiet der evangelischen Missionen, berücksichtigt aber mit Recht besonders das Gebiet der deutschen Kolonien. Die Darstellung ist lebensfrisch voll kleiner und großer Züge aus der Wirklichkeit. Man kanns oft miterleben. Dabei waltet ein gesunder Humor. Bei allem Ernst doch keine Langeweile und kein Seufzen. Und endlich die Illustrationen! Der Verleger muß offenbar große Opfer bringen, um sein neues Blatt mit hübschen und interessanten Bildern auszustatten. Geschickt ist hier gerade das ausgewählt, was in der Gegenwart Interesse findet. . . . . Referent hatte nach der Durchsicht des Jahrgangs 1902 den Eindruck: So muß mans machen, will man in die gebildete Familie mehr Kenntnis der Mission bringen.“

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von Julius Richter und Paul Richter. (Erscheint seit 1899.) Jährlich 12 Hefte mit je 4—5 Bildern. Jahrg. 1902. Kplt. brosch. 1 M.

„Kaum ein anderes Blatt dürfte unsere Jugend so leicht, so anschaulich und dabei streng der Wahrheit entsprechend in die Mission einführen und die Herzen für diese hohe Aufgabe der Christenheit begeistern. Die Bilder sind gut; die Berichte erstrecken sich über alle Gebiete der evangelischen Mission. Jeder Jahrgang ist ein Schatz für die Bibliothek.“

Zeit und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegensten politischen und sozial-polit. Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele!

Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte. Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvollere Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— viertelj. bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 115 Pfennig.

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg